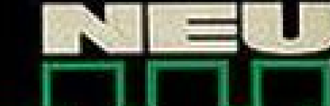


Band 418

Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Richtschwert der Templer

Frankreich F 5,50 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Das Richtschwert der Templer

John Sinclair Nr. 418

von Jason Dark

erschienen am 08.07.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Richtschwert der Templer

Ich stand breitbeinig über der unheimlichen, uralten Gruft! Modergeruch wehte mir durch das Gitter aus der Tiefe entgegen.

Um mich herum war es finster. Zwischen den Wänden der Gruft breitete sich allerdings ein geheimnisvolles Licht aus. Ich erkannte deshalb sofort den alten schwarzen Sarg. Er interessierte mich sofort. Leider versperrte mir ein Gitter den Weg zur Gruft. Ich war sauer. Jeder wäre es gewesen, der wie ich gewußt hätte, was in dem schwarzen Sarg lag. In ihm wurde das Richtschwert der Templer aufbewahrt.

Allein wenn ich daran dachte, kroch mir schon eine Gänsehaut über den Rücken. Ich wußte aber auch, daß ich nicht der Einzige war, der sich dafür interessierte.

Schade, daß ich mich verzettelt hatte. Manchmal soll man es eben nicht zu eilig haben.

Ich warf noch einen letzten Blick in die Tiefe, dachte an den Modergeruch und sah plötzlich in der Gruft die Bewegung. Gleichzeitig hörte ich ein Schaben.

Sofort stand ich wieder unter »Strom«.

Hatte jemand vor mir die Gruft gefunden? Ich wußte es nicht und konzentrierte mein Augenmerk auf den Schatten, der sich nicht weit vom Sarg entfernt bewegte.

Welche Umrisse hatte er? War es ein Mensch? Ich wußte es nicht, sah aber, daß er sich plötzlich zurückhielt und nicht näher an den staubigen Sarg heranwagte.

Wenn der Fremde, der unten in der Gruft lauerte, mich bisher noch nicht entdeckt hatte, so sollte dies auch so bleiben. Ich wollte noch vorsichtiger sein, wenn ich mich dem alten Moderkeller auf einem anderen Weg näherte.

Leise ging ich zurück und berührte das Gitter nur mit den Zehenspitzen und den Ballen. Keine unnötigen Schwingungen, die sich als Schattenspiele auf dem Gruftboden abzeichneten. Das hätte den oder die, die dort unten lauerten, nur mißtrauisch werden lassen.

Daß der Sarg bewacht wurde, davon hatte keiner gesprochen.

Nicht jeder Informant konnte alles wissen.

Gefahr!

Der Schock war da, ein Adrenalinstoß, der heiß durch meinen Körper fuhr und die Alarmglocken in meinem Hirn zum Klingeln brachte. Vor mir sah ich nichts, aber hinter mir mußte jemand lauern.

Ich wollte herumwirbeln, gleichzeitig befand sich meine Hand schon auf dem Weg zur Beretta, aber der andere, für mich noch Unsichtbare, war schneller gewesen.

Und mit ihm die verfluchte Nylonschlinge. Ich sah diesen dünnen Schatten vor meinem Gesicht entlanghuschen, in derselben Sekunde spürte ich ihn schon am Hals, und dann zog sie jemand gnadenlos zu…

***

Automatisch war meine rechte Hand, mit der ich die Pistole hatte greifen wollen, nach oben geschnellt. Eine reine Reflexbewegung, da ich die verdammte Schlinge haben mußte und auch den Kerl, der hinter mir stand und sie hielt.

Ich schlug beide Arme nach hinten. Vielleicht hatte ich Glück und konnte ihn an den Haaren erwischen. Wenn ich ihn erst einmal hatte,

gab es einige Tricks, um ihn über meine Schulter schleudern zu können.

Das alles reichte nicht aus. Der Typ hinter mir war ein Profi. Er hielt genau den Abstand, den er brauchte, und er zerrte zudem an der verdammten Nylonschlinge.

Mein blitzschnell und ansatzlos geführter Tritt mit dem rechten Bein verpuffte ebenfalls, so daß mir nur noch die Beretta blieb und das Feuern über meine Schulter hinweg.

Der andere hatte Katzenaugen. Er sah meine Ziehbewegung und reagierte gleichzeitig mit einer Heftigkeit, die mich überraschte.

Zwar hielt ich die Waffe in der Hand, der harte Ruck aber riß mich nach hinten. Um nicht zu stürzen, bewegte ich automatisch die Beine und taumelte dem anderen praktisch in seinen Würgezug hinein.

Und in den Schlag.

Er hatte mein Handgelenk getroffen. Wie mein Gegner das fertiggebracht hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls geriet ich noch mehr ins Hintertreffen, da ich meine Beretta nicht mehr halten konnte. Sie rutschte mir aus den Fingern, tickte einmal auf ein Gitterrechteck, drehte sich und rutschte durch die Öffnung.

In der Gruft schlug sie auf. Zwischen dem staubigen Sarg und der Steinwand blieb sie liegen.

Ich kämpfte weiter.

Es waren wilde Bewegungen, mit denen ich mich befreien wollte, holte immer weit aus und hatte einmal Glück, als ich ein Gesicht streifte. Sogar den Schweiß der Haut spürte ich an meinen Fingerknöcheln.

Ein dumpfer Fluch drang an meine Ohren, auch ein heftiges Keuchen, denn der andere hatte nun ebenfalls seine Schwierigkeiten. Er hatte wohl mit weniger Widerstand gerechnet.

Ich griff zu einem Trick. Das mußte ich einfach tun, denn lange konnte ich diese Qual nicht mehr durchstehen.

Ich sackte in die Knie. Es war nur zu fünfzig Prozent Schwäche, den Rest schauspielerte ich. Allerdings nahm die Schwäche zu, denn der Kerl ließ einfach nicht los.

Meinen Hals spürte ich kaum noch. Unter dem Kinn begann ein höllisches Brennen. Es setzte sich fort, bis es beide Ohren erreicht hatte.

Ich hörte ihn hechelnd lachen und auch näher kommen. Jedenfalls vibrierte neben mir das Gitter.

Ich trug noch den Dolch bei mir, und ich stand vor der Entscheidung, ihn zu ziehen und damit zuzustoßen.

Noch hatte ich mich unter Kontrolle und diese Hemmschwelle nicht überwunden.

Ich handelte trotzdem.

Nach rechts mußte ich mich werfen. Damit hatte der andere nicht gerechnet. Er hielt mich einfach für zu schwach. Diesmal konnte ich seine Beine umklammern, er fiel. Mein Gott, ich hatte plötzlich Angst, sterben zu müssen, denn erließ die verfluchte Schlinge nicht los, riß mich mit, und vor meine Augen schob sich plötzlich ein Vorhang. Was ich dann tat, wurde vom Selbsterhaltungstrieb diktiert. Ich schlug blindlings in die Richtung, wo der andere lag, traf auch, schlug wieder, traf abermals, hörte ein Stöhnen und suchte mit der linken Hand die dünne Schnur, die meine Kehle umklammert hielt.

Ich fand sie nicht. Sie hatte sich zu tief eingegraben, mir die Luft abgeschnürt und meinen Kopf zu einem Ballon werden lassen.

Der andere bewegte sich nicht mehr. Ich hörte nur sein Stöhnen, dessen abgehackte Laute meine Ohren erreichten.

Halb bewußtlos und so gut wie nichts erkennend, gelang es mir durch einen Zufall, seine Hand zu erwischen, um die er die Schlinge gewickelt hatte. Ich zog die dünne Schnur durch seine Haut, brachte meine linke Hand in den Nacken und ertastete dort den Knoten der Mörderschlinge.

Mit zitternden Fingern zog ich sie auf. Mein Hals lag frei, und ich fiel völlig erschöpft und am Ende meiner Kräfte auf den Rücken.

Zuvor hatte ich die Schlinge noch über meinen Kopf streifen können, aber ich hatte das Gefühl, als läge sie noch immer um meinen Hals.

Luft! Bekam ich überhaupt Luft? Ich atmete mit offenem Mund, ich hörte mein Keuchen, vermischt mit einem Röcheln und Würgen.

Es war furchtbar.

Trotz meiner Schwäche dachte ich an den neben mir liegenden Killer. Seine Schlinge lag zwar in der Gruft, aber der Mann war noch vorhanden. Wenn er sich früher erholt hatte als ich, würde er es abermals versuchen, und so sammelte ich meine Kräfte, um möglichst schnell wieder so fit zu werden, daß ich mich ihm stellen konnte.

Es war leichter gesagt als getan. Durch das Abschnüren der Luft waren meine Lungen in Mitleidenschaft gezogen worden. Zwar konnte ich atmen, aber die von den Lungenflügeln ausgehenden Schmerzen strahlten in meinem ganzen Körper. Das Brennen im Hals ließ nicht nach.

Der andere neben mir bewegte sich.

Ich hörte ihn stöhnen. Er spie aus, setzte einen Fluch hinterher und zog seinen Arm an. Dabei fuhren seine gespreizten Finger über meinen Oberschenkel.

Ich schreckte bei der Berührung zusammen. Sie war für mich so etwas wie ein Alarmsignal, schnell auf die Beine zu kommen.

Schaffte ich es?

Plötzlich sah ich den Schatten. Die Schritte hatte ich nicht gehört, aber der Schatten war da, er kam neben mir zur Ruhe, und aus ihm

wurden feste Konturen.
Ein Mensch!
Der Helfer dieses Killers, der das Wort »Idiot« murmelte und dann handelte, denn er preßte etwas Kaltes gegen meine Wange.
Eine Waffenmündung!
Beim ersten Wort hätte ich eigentlich mißtrauisch werden müssen. Daß dem nicht so war, lag möglicherweise an meiner Schwäche, doch der nächste Satz alarmierte mich, und ich hatte das Gefühl, als wäre innerhalb eines Sekundenbruchteils aus meinem Herz ein Eisklumpen geworden.
»Diesmal, Sinclair, bist du zu spät gekommen!«
Gesprochen hatte ein alter Bekannter von mir, ein Teufel in Menschengestalt.
Akim Samaran!

***

Alles, nur nicht das!
So dachte ich in diesen schrecklichen, langen Augenblicken.
Vielleicht war es nur eine Halluzination, ein Trauma, das sich durch den Blutstau in meinem Gehirn gebildet hatte. Aber die nächste Bemerkung belehrte mich eines Besseren.
»Lange hat es gedauert, nun bin ich da. Meine Geduld, Sinclair, hat sich gelohnt. Du hast verloren. Diesmal entkommst du mir nicht. Dem Würger bist du entwischt, aberich habe noch immer einen zweiten Trumpf in der Hinterhand.«
Ich konnte nicht reden. Meine Kehle saß noch zu. Außerdem schmerzte sie noch höllisch, aber ich hörte ihn lachen.
»Ja, du warst dicht dran, Sinclair, den Löffel abzugeben. Leider hat es nicht beim ersten Anlauf geklappt, so werde ich meine zweite Maßnahme ergreifen.«
Konnte ich sprechen? Ich versuchte es. Mehr als ein Krächzen wurde es nicht. »Was willst du?«
»Dich vernichten, ist doch klar.«
Ich spürte die Mündung an meiner Wange und dachte komischerweise daran, daß sich das Metall an meiner Haut erwärmt hatte und die Kälte des Todes verschwunden war.
»Dann schieß!«
»Oh!« Samaran wunderte sich. »Du forderst mich direkt auf, dich zu killen. Siehst du keine Chance mehr?« höhnte er. »Ich werde dir auch keine geben. Du hast sie Kamikaze damals auch nicht gelassen. Erinnerst du dich? Die Goldene Pistole. Ihre Ladung hat Kamikaze erwischt. Er hat fürchterlich gelitten, und du wirst ebenfalls leiden, bis es dich erwischt. Du wirst die gesamte Skala der Todesangst von oben nach unten erleben, das verspreche ich dir.« Er legte eine Pause ein,

das Gespräch hatte ihn erregt, wahrscheinlich auch die Vorstellung, mit mir endlich machen zu können, was er wollte.

Samaran war alles, nur kein Bluffer. Der hielt seine schaurigen Versprechen. Allerdings war ich ihm bisher noch immer über gewesen. Das schien sich jedoch zu ändern.

Er spielte mit der Waffe, bewegte sie leicht kreisend auf meiner Wangenhaut. Es gefiel ihm sehr, über einen Feind triumphieren zu können. »Hattest du mich schon vergessen, Sinclair?« fragte er dabei.

»Fast!« Das eine Wort quälte ich mir hervor. Ich hatte das Verlangen, Wasser zu trinken, um den Brand in meiner Kehle zu löschen.

Samaran amüsierte sich. »Dabei haben wir doch das gleiche Hobby, Sinclair. Du mußtest wissen, daß ich nicht aufgebe.«

»Ich hatte andere Dinge zu tun.«

»Und unser Hobby vergessen?«

»Was soll das denn sein?«

»Hector de Valois!«

Das stimmte. Samaran war hinter Hector de Valois her wie der Teufel hinter der Seele. Auch ich wollte mehr über den Anführer der Templer und den Ritter eines großen Kreuzzuges wissen. Viel hatte ich bisher nicht erreichen können, das gleiche konnte Samaran auch von sich behaupten. Auch er hatte noch nicht viel über den alten Templer erfahren. Deshalb hängte er sich an meine Fersen, um absahnen zu können. Ich ärgerte mich darüber, daß ich dies nicht bemerkt hatte und er mir in diesem Fall sogar zuvorgekommen war.

Natürlich wäre das Richtschwert der Templer für ihn eine wunderbare Beute gewesen, ebenso wie für mich. Ich dachte an das Schwert und fragte Samaran danach.

»Willst du es besitzen?«

»Wenn du von dem Schwert sprichst, sicher. Deshalb bin ich hier. Du kannst dann zusehen, wie ich es hole. Dieses Vergnügen möchte ich dir noch gönnen, sonst hätte ich dich schon längst töten lassen. Für Jorge, meinen Begleiter, wäre es eine Kleinigkeit gewesen, so aber kannst du noch leiden. Du wirst sehen, wie Jorge das Schwert aus der Gruft holt und es mir überreichen wird…«

Er redete noch weiter. Meine Gedanken aber irrten ab. Ich sollte zusehen, während er das Richtschwert der Templer an sich nahm.

An sich eine Sache, die völlig normal klang, nur fragte ich mich, wie das technisch ablaufen sollte.

Samaran sprach mit Jorge. Mich hatte er vergessen, aber die verdammte Waffenmündung blieb an meiner Wange. Er drückte sie hart gegen das Fleisch, es zeichnete sich eine kleine Mulde mit runden Rändern in der Haut ab. Das gefiel mir überhaupt nicht.

Jorge hatte sich inzwischen hingestellt. Da ich lag, konnte ich zu ihm hochschauen.

Nein, den Vergleich mit Kamikaze hielt er nicht aus. Dieser Jorge war viel kleiner als Samarans erster Leibwächter. Er besaß längst nicht Kamikazes Format, der uns so großen Ärger bereitet hatte.

Mir kam der Mann gedrungen vor. Sein rotes lockiges Haar war sehr kurz geschnitten. Das Gesicht wirkte aufgeschwemmt, so jedenfalls sah ich es. Der Anzug spannte sich auf seinen breiten Schultern. Unter dem Jackett trug er einen blauen Pullover.

»Soll ich ihn jetzt töten, Chef?«

Ohne hochzuschauen, schüttelte Samaran den Kopf. »Ich habe mich für die andere Möglichkeit entschieden, für die große Qual, für die Angst, die Todesfurcht. Du hättest zuhören sollen. Hast du die Stricke mitgenommen, wie ich dir gesagt habe?«

»Ja.«

»Dann fang an!«

Stricke! Das eine Wort schoß mir durch den Kopf. Schon wieder dachte ich daran, daß ich erst vor kurzem an eine alte Laterne gefesselt worden war, als es darum ging, das Rätsel der sieben Gräber aufzuklären.

Und jetzt schon wieder.

Samaran lachte leise. »Wenn du nicht genau das tust, was ich von dir verlange, zerschieße ich dir den Schädel, Sinclair. Verstanden?«

»Okay.«

Er zog sich zurück. Der Mündungsdruck verschwand von meiner Wange. Sicherlich würde als Andenken ein blauer Fleck zurückbleiben. Samaran blieb in seiner knienden Haltung. Es sah schon komisch aus, wie er sich um mich herumbewegte, dabei immer mit der Waffe in meine Richtung zielend, so daß ich keine Chance hatte.

Jorge stand am Fußende. Er starrte kalt auf mich herab. Selbst im schwachen, aus der Gruft fallenden Licht erkannte ich seine Augen.

Sie sahen aus wie blasses Glas. Die Strickehielt er bereits in der Hand, und er wartete auf Samarans Befehl.

Akim Samaran haßte mich. Ich hatte seinen Traum von einer großen Karriere in einem internationalen Konzern zerstört. Deprimierend und vernichtend war seine letzte Niederlage gewesen, als er aus einer Verbrennungskammer hatte fliehen müssen. Danach war er verschwunden gewesen, hatte wohl seine Wunden geleckt, um nun wieder zuschlagen zu können.

»Leg dich breitbeinig hin!« forderte er mich auf. »Und zwar auf den Bauch. Arme und Beine müssen ein X bilden!«

Ich überlegte, ob ich etwas unternehmen sollte. Es hatte keinen Sinn, Samaran paßte auf wie ein Luchs. Er hatte sich dafür entschieden, mich zu quälen. Davon würde er sich nicht abbringen lassen.

Ich wälzte mich auf den Bauch. Unter mir spürte ich das harte Gitter.

Den Kopf hatte ich ein wenig angehoben, was Samaran überhaupt nicht gefiel. »Runter mit dem Schädel!« blaffte er mich an.

»Ich will sehen, daß dein Kinn auf einer Eisenstrebe liegt!«

Auch das tat ich. Das Metall war kalt, als es meine Haut berührte.

Ich fing an zu zittern, denn die unbequeme Lage mit den gespreizten Gliedern war einfach zu unnatürlich für einen Menschen. Auch konnte ich mir vorstellen, wie Jorge reagieren würde, und ich sollte mich nicht getäuscht haben.

Zuerst nahm er sich meine Hände vor. Mit der linken begann er.

Er fesselte mich an die Eisenstange. Es waren dünne Stricke, die er ein paarmal um das Gelenk wickelte und sie dann mit einem dreifachen Knoten sicherte.

Keine Chance.

Beim rechten Arm verfuhr er ebenso. Das gleiche geschah mit meinen Beinen. Wie Jorge mich fesselte, ließ darauf schließen, daß er etwas von seinem Handwerk verstand.

Ich lag so, daß ich durch die viereckigen Öffnungen des Gitters in die Tiefe schauen konnte. Unter mir befand sich die Gruft. Es hatte sich überhaupt nichts verändert. Der Sarg war nach wie vor geschlossen. Leer sah ich die Treppe, und dochfiel mir eine Kleinigkeit auf. Es gab den Schatten nicht mehr, der mich so mißtrauisch hatte werden lassen.

»Kannst du in die Tiefe sehen?« fragte mich Samaran.

»Ja.«

»Dann wirst du gleich erleben, wie wir hingehen, den Sarg öffnen und das Richtschwert der Templer an uns nehmen. Es wird eine Stunde in meinem Leben sein, die ich nie vergessen werde, das schwöre ich dir, du Hundesohn.«

Er hatte von einer Qual gesprochen, die ich erleiden sollte. Noch allerdings tat sich da nichts. Meinte er vielleicht die seelische Qual oder den Schock der Niederlage, wenn ich zusehen mußte, wie Samaran das Schwert an sich nahm?

Daran konnte ich einfach nicht glauben. Dieser Mensch, der dem Teufel gedient hatte und zu einem Helfer des Spuks geworden war, der unbedingt auch den Würfel des Unheils besitzen wollte, aber nicht an ihn herankam, weil ich ihn versteckt hielt und der Spuk den anderen Würfel nicht abgab, mußte sich einfach eine weitere Teufelei ausgedacht haben, sonst hätte er mich bitter enttäuscht.

Er enttäuschte mich nicht. Er ging sogar vor mir in die Knie, während Jorge noch einmal die Fesseln überprüfte und mit dem Ergebnis sehr zufrieden war.

»Sinclair!« flüsterte Samaran leise. »Ich will dir etwas zeigen, Sinclair. Etwas ganz Primitives.« Er lachte und griff unter seine dunkle Jacke, die eine sehr hohe Knopfleiste aufwies. Ich hatte die Augen

verdreht und den Kopf ein wenig angehoben, damit ich seine Bewegungen verfolgen konnte. Fast genüßlich langsam zog er seine Hand unter der Jacke hervor, und er hielt das zwischen den Fingern, auf das er so stolz war und das mich in Todesangst versetzen sollte.

Es war ein stinknormaler Reisewecker von viereckiger Form.

Er hielt ihn mir entgegen, so daß ich auf das Zifferblatt blicken konnte.

»Was siehst du?« fragte Samaran.

»Einen Wecker!« krächzte ich.

»Ja, richtig. Und er ist für dich, Sinclair. Dieser Wecker ist für dich ganz allein. Ich habe ihn dir als Geschenk mitgebracht. Er sieht normal aus, doch das ist er nicht.« Wie zur Bestätigung seiner Worte nickte er, bevor er weitersprach. »Ich habe ihn von einem Experten füllen und einstellen lassen. Kennst du ›gefüllte‹ Wecker?«

»Sprengstoff!«

»Richtig. Sprengstoff, ein Zünder, ein Uhrwerk, das paßt alles. Ich brauche nichts mehr zu tun, als den Wecker in deine Nähe zu stellen und einen kleinen Hebel zu bewegen. Dann ist er eingestellt, oder vielmehr die Bombe, der Sprengstoff, wie immer du willst. Wenn ich die Zündung eingestellt habe, dauert es genau eine Stunde, dann fliegt der Wecker in die Luft. Und der Sprengstoff, den er enthält, wird dich nicht nur töten, sondern gleichzeitig atomisieren. Zu Staub zerblasen, Geisterjäger. Von dir bleibt nichts mehr übrig. Nicht einmal Knochen oder Haare. Nichts, einfach nichts.«

Seine Stimme hatte sich gesteigert. Sie war fast mädchenhaft geworden, und jetzt fing er noch an zu lachen. »Einfach nichts!« fügte er noch einmal hinzu.

Er ließ mir Zeit, damit ich mir den mit Sprengstoff gefüllten Wecker genau ansehen konnte. Darauf wollte ich aber verzichten.

Dieses Ding konnte mir gestohlen bleiben.

Samaran wollte seinen Triumph noch genießen. Er freute sich, mich so unter Kontrolle zu haben. »Eine Komödie«, sagte er. »Für mich ist das hier eine herrliche Komödie. Aber wie sagte der Dichter Friedrich Dürrenmatt noch? Komödie und Tragödie liegen oft dicht beieinander. Das wirst du merken.« Sein Blick wurde plötzlich lauernd und fragend zugleich. »Hast du mir noch etwas zu sagen?«

»Nein.« Zwar klang meine Stimme längst nicht normal, aber einen weiteren Triumph gönnte ich Samaran nicht.

»Du wirst bald mit deiner Angst allein sein.« Er deutete mit dem Zeigefinger seiner linken Hand auf das Zifferblatt des Weckers.

»Das ist übrigens ein ziemlich altmodisches Gerät. Es tickt noch, und zwar sehr laut. Das habe ich bewußt sogewählt, denn du sollst deine letzten Sekunden hören und vielleicht genießen.« Er freute sich diebisch.

Geredet hatte er genug. Er warf mir einen letzten Blick zu, dann bewegte er sich zur Seite. Er blieb dabei auf den Knien, schätzte die Entfernung zwischen uns beiden genau ab, nickte zufrieden und stellte den Wecker so hin, daß er nicht in die Gruft kippen konnte.

Gleichzeitig stand die kleine Höllenmaschine so weit von mir entfernt, daß ich sie unmöglich erreichen konnte.

So fern und doch so nah…

Nur einen normalen Schritt hätte ich zu gehen brauchen. Gerechnet von meinem Kopfende aus, aber das war unmöglich. Vier Stricke hielten mich am Gitter fest.

Er hatte den Wecker noch nicht eingestellt, denn abermals griff er in die Tasche und holte etwas hervor. Eine Taschenlampe.

Samaran schaltete sie ein und legte sie so hin, daß sie das Zifferblatt anstrahlte.

Seine Stimme troff vor Spott und Hohn, als er mir den Grund dieser Gemeinheit erklärte. »Du sollst auch sehen können, wann du stirbst. Das Licht in der Gruft ist etwas schwach. Ich bin kein Unmensch und will nicht, daß du dir noch in der letzten Stunde die Augen verdirbst. Nein, das will ich wirklich nicht.«

Er wollte mich noch provozieren, doch ich reagierte nicht und schwieg.

Er stand auf. »Sitzen die Fesseln?« fragte er seinen Helfer.

»Ja.«

»Das ist gut.« Doch er überzeugte sich selbst davon und ging noch einmal um mich herum. Sehr genau sah er mich dabei an. Ich spürte zweimal seinen Fußtritt, doch ich biß die Zähne zusammen und ließ keinen Laut hören.

»Du liegst gut«, erklärte er mir. »Fliehen kannst du nicht, das beruhigt mich.« Neben dem Wecker blieb er stehen, bückte sich und löste den kleinen Hebel an der Rückseite.

Das Uhrwerk begann zu laufen.

Ich hörte das Ticken, und mit diesem ersten Geräusch sollte die letzte Stunde meines Lebens eingeläutet werden.

»Die Sekunden vergehen, die Minuten ebenfalls«, erklärte Samaran. »Du wirst zuschauen können, wie wir das Schwert der Templer an uns nehmen. Es soll einmal Hector de Valois gehört haben, wie ich mir habe sagen lassen. Jorge und ich brauchen keine Stunde, um unser Ziel zu erreichen. Du hast also noch Zeit, über deinen letzten, gescheiterten Fall nachzudenken, bevor es dich zerbläst. Angenehme Höllenfahrt, Geisterjäger!« wünschte er mir zum Abschluß undging. Jorge nahm er mit.

Ich lauschte den Schritten der beiden Männer, die sehr bald schon verklungen waren. Auch das Eisengitter unter mir vibrierte nicht mehr. Dann war ich allein.

Allein mit diesem verdammten Ticken…

***

Ich wußte nicht genau, wie spät es war. Die mit Sprengstoff gefüllte Uhr lief nicht synchron mit der normalen Zeit. Man hatte sie eben nur auf eine Stunde eingestellt.

Nein, nicht mehr ganz. Drei Minuten waren bereits vergangen.

Und die Uhr lief weiter.

Jedes Ticken war wie ein Schlag, der mich traf. Da rannen die Sekunden dahin, und ich lag auf diesem verdammten Gitter, an Händen und Füßen gefesselt, so daß ich mich nicht rühren konnte.

Natürlich versuchte ich, meine Fesseln zu lockern. Ich drehte die Gelenke, aber es gelang mir nicht, aus den Schlaufen zu rutschen.

Die waren wie harte Finger, und die Stricke scheuerten zudem über meine Haut.

Ich hatte nur einen winzigen Bewegungs-Spielraum, und an den Beinen war dieser auch nicht größer.

Für mich wurde es zu einer Qual, immer wieder auf das angeleuchtete Zifferblatt blicken zu müssen, deshalb senkteich den Kopf, bis das Kinn wieder Kontakt mit einer der Eisenstangen hatte.

So konnte ich in die Tiefe schauen.

In der Gruft hatte sich noch nichts verändert. Samaran und sein Helfer hielten sich noch außerhalb auf. Ich fragte mich, wie lange es wohl dauern würde, bis sie den Platz erreicht, den Sarg geöffnet und das Schwert an sich genommen hatten.

Ein Richtschwert, das ich so gern besessen hätte.

Mir brach der Schweiß aus, und ich hörte das Ticken des Weckers, dieses widerliche, fast schon grauenhafte Geräusch.

Ich wollte es überhören, es ging nicht. Jedes Ticken war wie ein Hammerschlag, der mir mit einer unbarmherzigen Gnadenlosigkeit das Ende meines Lebens ankündigte.

Ich hatte hoch gepokert und viel haben wollen.

Die Templer, der Dunkle Gral, Aibon, auch mein Kreuz, das alles waren Dinge, die in einem mir unverständlichen Zusammenhang standen. Vielleicht hätte mir das Richtschwert der Templer eine bessere Auskunft geben können, aber es war nicht mehr greifbar für mich.

So blieb mir nicht mehr, als mich auf das Ticken des Weckers zu konzentrieren oder aber daran zu denken, wie eigentlich alles mit dem Richtschwert der Templer begonnen hatte.

Und meine Gedanken flogen zurück in die jüngste Vergangenheit…

***

Wir waren aus dem Schwarzwald zurückgekehrt, hatten dort zwar keinen grandiosen Sieg errungen, aber es war uns gelungen, die vier

Horror-Reiter zurückzuschlagen.

Und wir hatten gleichzeitig erfahren, daß es die Horror-Reiter gewesen waren, die auch schon im Mittelalter die Templer gejagt hatten.

Diese Hatz war auch heute noch nicht beendet, denn die Reiter waren noch immer unterwegs, um Templer zu jagen.

Es hatte zwei Tote gegeben, zum Glück waren die anderen fünf am Leben geblieben, und als Suko und ich unserem Chef, Sir James, Bericht erstatteten, nickte er nachdenklich und suchte nach Worten für seine Antwort.

Nach einer Denkpause meinte er: »Ich habe allmählich das Gefühl, daß sich die Dinge bei uns polarisieren. Da sind einmal die Templer und alles, was damit zusammenhängt, ich denke an Aibon, an den Dunklen Gral, an die Druiden und auch die Mystik. Auf der anderen Seite sehe ich Shimada, die Ninja und die große asiatische Mythologie. Sind Sie bisher mit meinen Ausführungen einverstanden?«

»Sie haben noch etwas vergessen, Sir.«

»Bitte.«

»Den Spuk, die Wolfsmagie und natürlich Asmodis, der immer wieder versuchen wird, seine Schäfchen ins trockene zu bringen. Er kann es einfach nicht hinnehmen, daß andere Dämonen ihn übertrumpfen wollen. Das sind unsere Hauptgegner, wenn ich einmal bei der Bilanz bleiben will. Die Großen Alten können wir vergessen, auch wenn wir Myxin, Kara und den Eisernen Engel immer in unserer Aufstellung berücksichtigen müssen.«

»Da stimme ich Ihnen zu.«

»Es würde uns allerdings viel helfen, wenn wir mehr über die Templer wüßten«, sagte Suko. »Sie haben eine große Macht besessen, sie waren einmal eine Institution. Sie wußten, wie man das Böse bekämpft, besaßen entsprechende Kenntnisse und Waffen, so daß wir nur von ihnen profitieren können.«

»Der Meinung bin ich auch. Nur frage ich Sie, John, ob Sie den Kontakt mit den Templern halten können?«

»Denken Sie dabei an Abbé Bloch?«

»Ja, Sie haben mir von ihm und seinen Männern berichtet. Auch heute noch gibt es die Templer.«

Ich nickte. »Sicher, nur bin ich vorsichtig geworden, wenn ich an meinen Fall in Südfrankreich denke, wo ich die Gruppe der Templer kennengelernt habe, die Baphomethuldigen. Sie haben sich damals aufgeteilt. Viele von ihnen sind einen anderen Weg gegangen, und das wiederum bereitet mir Sorgen.«

»Sie haben doch weiterhin keinen Kontakt mehr zu diesem Personenkreis gehabt, oder?«

»Nein.«

»Läßt es darauf schließen, daß man Sie in Ruhe lassen wird?«

»Keine Ahnung, Sir.«

Der Superintendent nahm seine Brille ab, lehnte sich zurück und putzte die Gläser mit einem Tuch. »Ja, ich merke schon, daß Sie an einem toten Punkt angelangt sind«, erklärte er mit einer Stimme, die mich aufhorchen ließ. Wenn der Alte so redete, hatte er zumeist etwas in der Hinterhand.

»Wie meinen Sie das genau, Sir?«

»Das will ich Ihnen sagen.« Er setzte seine Brille wieder auf und zwinkerte mit seinen durch die Gläser eulenhaft vergrößerten Augen. »Manche Kollegen sind der Ansicht, daß man mich pensionieren oder abschieben sollte, das gefällt mir überhaupt nicht. Nun ja, es gibt andere Leute, die da realistischer denken. Ich werde Ihnen also noch einige Jahre erhalten bleiben. Auch wenn es so aussieht und man mich nur hier im Büro sitzen sieht oder mich im Club weiß, es gibt gewisse Dinge, über die ich besser etwas erfahren kann als meine Kritiker.«

Wenn der Alte so weit ausholte, mußte tatsächlich etwas im Busch sein. Ich fragte nichts, sondern ließ ihn reden.

»Kommen wir auf den Club zu sprechen, meine Herren. Sie wissen selbst, wie das mit diesen Clubs ist. Dort finden sich Gentlemen zusammen, die unter sich sein wollen, die diskutieren, lesen, Gedanken austauschen und oft über Dinge sprechen, die allein in den Wänden des Clubs bleiben und nicht nach draußen dringen. Man verpflichtet sich gewissermaßen mit dem Eintritt in den Club, über das zu schweigen, was dort geredet wird. Ich habe mich bisher immer an diese Regel gehalten, doch jetzt werde ich eine Ausnahme machen. Wer mich kennt, wie Sie beide, wird ermessen können, welch eine Überwindung es mich kostet, mein Schweigen zu brechen.«

Da hatte Sir James recht. Er war nicht der Mann, der über Dinge erzählte, die nicht für andere Ohren bestimmt waren. Der Grund mußte wirklich tiefer liegen, und es kostete ihn Überwindung, denn seine innerliche Erregung zeigte sich auch äußerlich. Er holte ein Tuch hervor und wischte seine Stirn vom Schweiß blank.

»Sir, wenn es Ihnen zu nahegeht, daß Sie ein Tabu brechen, möchten wir es nicht wissen.« Suko hatte den Satz gesprochen, mich dabei angeschaut und sah mein Nicken.

»Ich habe mich ja zu reden entschlossen. Ich muß einfach darüber sprechen, da es uns angeht. Das heißt, unsere Abteilung. Außerdem wird es ja unter uns bleiben.«

»Das versprechen wir, Sir.«

»Dann ist alles klar. Wie gesagt, im Club kommen zahlreiche Männer zusammen. Man spricht über vieles, und ich horchte natürlich auf, als ein Clubfreund von mir einmal etwas über die Templer sagte. Ich

kenne den Mann nicht sehr gut, wir haben uns immer freundlich gegrüßt, aber sonst keine Gemeinsamkeiten. Er geht einem anderen Beruf nach, denn er ist Waffenhändler. Außerdem sammelt er alte Waffen. Mittelalterliche Hieb- und Stichwaffen, um genau zu sein. Wir sprachen über sein Hobby, und für mich wurde es interessant, als er die Templer erwähnte. Ich hakte nach und erfuhr, daß er sich noch gern einen Traum verwirklicht hätte. Mich wunderte es, daß ein Mann mit seinen Beziehungen es nicht schaffte, aber er verneinte nur und erklärte mir, daß es sich dabei um eine besondere Waffe handelte. Um das Richtschwert der Templer!«

Suko und ich sahen uns erstaunt an. Nein, davon hatten wir beide bisher noch nichts gehört.

»Ist Ihnen der Begriff schon einmal untergekommen?« erkundigte sich Sir James.

»Nie.«

»Auch Abbé Bloch hat es nicht erwähnt, als sie ihn in Frankreich trafen, John?«

»In der Tat nicht.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Ich interviewte den Kollegen also weiter und fand heraus, daß er viel über das Schwert wußte, ihm aber nicht bekannt war, wo er es finden konnte.«

»Was wußte er denn über das Schwert?«

Sir James lächelte schmal. »Es wird Sie und Suko überraschen, wenn ich Ihnen die Antwort gebe. Das Schwert soll einmal einem Mann namens Hector de Valois gehört haben. So jedenfalls erzählt es die Geschichte. Wissen Sie nun jetzt, aus welch einem Grunde ich so überrascht war?«

Wir nickten beide. »Das können wir uns vorstellen.« Suko stellte noch eine Frage: »Was ist denn so Besonderes an der Waffe?«

»Danach habe ich den Kollegen auch gefragt. Normalerweise kommt man bei einer solchen Waffe auf die Klinge zu sprechen. Man schwärmt davon, wie gut sie geschmiedet ist, wie prächtig man sie führen kann und wie kampfstark so eine Waffe sein kann. Das alles ließ er weg. Er sprach nur vom Griff der Waffe. Es mußte etwas Besonderes sein. Zwar ist das Schwert mit einem Überzug aus Gold versehen, was es allein schon wertvoll macht, auch das war für meinen Clubfreund uninteressant. Nur der Griff mußte völlig aus dem Rahmen fallen.«

Sir James hatte es wirklich spannend gemacht. Jetzt beugte er sich noch vor. »Nun, dieser Griff wird auch Sie interessieren. In ihm ist nämlich etwas eingraviert, ein Kreuz!«

Das war in der Tat ungewöhnlich, aber keine so große Neuigkeit, als daß Sir James es so spannend machte.

»Merken Sie etwas?« fragte er.

»Noch nicht, Sir.«

»Gut, John, ich spreche Sie jetzt im Besonderen an. Dieses Kreuz auf dem Griff des Richtschwertes ist nicht normal. Ich sprach mit dem Sammler darüber, und er erklärte mir, daß es gewisse Zeichen haben soll…«

Allmählich ging mir ein Licht auf, doch ich ließ meinen Chef weiter berichten.

»Ich fragte natürlich nach den Zeichen, und man erklärte mir die einzelnen Symbole.«

Plötzlich stand ich auf. Es war eine Reflexbewegung, weil ich nicht anders konnte. »Sir«, sagte ich mit rauher Stimme. »Sir, soll das heißen, daß dieses Kreuz auf dem Griff der Waffe und mein eigenes identisch sind?«

»So ist es!«

Ich fiel wieder auf den Stuhl zurück. Neben mir hörte ich Suko gepreßt atmen. Auch er war geschockt, überrascht, gab aber keinen Kommentar und ließ mich erst nachdenken.

Ich wischte über meine Stirn, ohne es recht zu merken. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Mit allem hatte ich gerechnet, damit allerdings nicht, obwohl, und das stand inzwischen fest, Hector de Valois ebenfalls ein Träger des Kreuzes gewesen war, das ich, als Sohn des Lichts, nun besaß. Das Kreuz mußte eine unwahrscheinliche Odyssee hinter sich haben. Es war durch viele Hände gegangen, aber bewußt nur von wenigen getragen worden.

»Was sagen Sie dazu, John?«

»Nun.« Ich hob die Schultern und spürte auf meinem Rücken die kalte Gänsehaut. »Wenn ich genauer darüber nachdenke und Ihre Erklärungen analysiere, ist es eigentlich nicht so unwahrscheinlich, daß sich der Abdruck meines Kreuzes auf der Klinge befindet. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch Hector de Valois einmal zu den Besitzern des Kreuzes gehört hat. Aus welchem Grunde er es weggeben mußte, das ist mir nicht bekannt. Ich weiß nur, daß er gestorben ist und die Templer sein silbernes Skelett gefunden haben.«

»Aber das Schwert existiert heute noch«, sagte Sir James. »Nur hat es bisher keiner gefunden, auch der Waffensammler nicht.«

»Ist er Templer?« fragte ich.

Sir James wiegte den Kopf. »Das weiß ich leider nichtgenau. Ich habe ihn danach gefragt. Nicht sehr offen, sondern durch die Blume, aber er gab mir keine konkrete Antwort. Er wich dem Thema einfach aus, so daß ich zu der Überzeugung gelangt bin, daß er eigentlich dem Templer-Orden angehören muß.«

»Wobei sich die Frage stellt«, sprach Suko weiter, »auf welcher Seite er steht. Dient er Baphomet oder den eigentlichen Zielen der alten Templer.«

Sir James goß etwas von seinem kohlesäurefreien Wasser in das bereitstehende Glas und trank einen Schluck. »Diese Frage habe ich mir ebenfalls gestellt, aber leider keine Antworten gefunden.«

Ich glaubte unserem Chef nicht so recht. »Sir, Sie werden sicherlich mißtrauisch geworden sein. Haben Sie vielleicht Nachforschungen angestellt, von denen wir nichts wissen? Ich meine, wir waren in den letzten beiden Wochen oft unterwegs und haben wenig mit Ihnen gesprochen…«

Sir James winkte ab. Er nahm einen Schluck Wasser, betupfte seine Lippen und lächelte. »Es ist sonst nicht meine Art, hinter anderen Leuten her zu spionieren, doch in diesem Fall mußte ich einfach eine Ausnahme machen, wenn Sie verstehen.«

»Klar.«

»Der Mann heißt Gordon Stanhope.«

»Den Namen kenne ich.«

»Sicher, John, er ist ein Begriff. Export von Metallgütern, wie er manchmal selbst sagt, um seine brisanten, aber genehmigten Geschäfte zu umschreiben. Über ihn ist einiges bekannt. Er war zweimal verheiratet, führt ein aufwendiges Leben, auch wenn er nicht in den Spalten der Klatschpresse steht, und er ist gleichzeitig ein Mann, der viel im Orient herumreist. Er kennt Libyen, zum Beispiel, aber auch Algerien oder Tunesien. Ob er dort mehr über das Schwert der Templer erfahren hat, kann ich nicht sagen. Ich will auch nicht so recht daran glauben, schließlich hat Hector de Valois in Europa gelebt.«

»Denken Sie an die Kreuzzüge, Sir.«

»Das ist korrekt, John, deshalb schließe ich die Möglichkeit auch nicht aus. Kurzum, ich fand keinen Hinweis, der uns hätte an das Schwert der Templer heranbringen können.«

»Und Sie haben nicht mehr mit ihm gesprochen?« wunderte ich mich.

»Natürlich. Immer wieder, fast jeden Abend, kam ich auf das Thema Schwert zurück.«

»Gab es Spuren?«

»Höchstens vage Hinweise. Aber Stanhope wollte die Waffe unbedingt besitzen und versuchte alles. Als selbst seine Beziehungen versagten, gab er Annoncen in verschiedenen Zeitungen auf und versprach demjenigen eine hohe Belohnung, der ihm einen Hinweis geben würde.«

»Sind welche eingetroffen?«

»Ja.«

»Wie nahm er sie auf?«

»Alles war Quatsch. Es gab keinen echten Hinweis. Stanhope konnte noch so viel zahlen, er fand die Spur nicht. Aber die Annonce wurde gelesen. Und zwar von einer guten Bekannten von uns…« Sir James’

Lächeln wurde plötzlich offen. »Diese gute Bekannte habe ich heute eingeladen. Sie ist hier, nur bat ich Sie, noch einen Moment zu warten.« Er bewegte sich zur Seite und drückte unter dem Schreibtisch einen bestimmten Knopf.

Ein kleiner Teil der breiten getäfelten Bürowand schob sich auf Rollen laufend zur Seite. Sie gab einen Ausschnitt frei, ungefähr in den Ausmaßen einer Tür.

Und dort stand eine Person, die Suko und mich tatsächlich überraschte.

»Sarah Goldwyn!« flüsterte ich erstaunt…

***

»Ja, mein Junge«, sagte die Horror-Oma, »ich bin es wirklich. Du brauchst nicht so zu starren.« Während ihrer Worte war sie in das Zimmer getreten. »Wenn nichts mehrweiterhilft, gibt es nur eines. Die gute alte Sarah Goldwyn fragen.«

Ich nickte. »Das scheint mir auch so.«

Es gab noch einen dritten Stuhl, auf dem sie Platz nahm. Sir James hatte sich bei ihrem Eintritt erhoben und setzte sich nun wieder hin.

Lady Sarah deutete auf uns. »Ihr seht aus wie zwei Schulbuben, die der Lehrer bei Streichen erwischt hat. Nun ja, es dauert ja noch etwas, bis ihr in mein Alter kommt.«

Ich mußte lachen. So war sie eben, unsere Horror-Oma. Man konnte sie als eine außergewöhnliche Frau bezeichnen. Über ihr Alter sprach sie ja nie so direkt, immerhin war sie dreifache Witwe, besaß ein ordentliches Vermögen, das sie zu einem hohen Prozentsatz für soziale Zwecke einsetzte. Trotzdem blieb noch ausreichend Geld für ihr Hobby, den Horror! Die Mystik, alles Okkulte, Magische und Rätselhafte. Die Bibliothek im Dach ihres Hauses konnte sich sehen lassen. Da stapelten sich die Bücher in Dreierreihen in den starken Holzregalen, aber sie verließ sich nicht nur auf die Schriften. Lady Sarah sammelte auch Grusel-Filme, die sie sich anschaute und dabei einen ungeheuren Spaß und Nervenkitzel verspürte.

Leider blieb bei ihr nicht alles bei der Theorie. Des öfteren hatte sie sich in Fälle hineingemischt. Erst vor einigen Wochen noch war ich mit ihr in Rußland gewesen, denn dorthin hatte uns die Spur des unheimlichen Rasputin geführt.

Sie sah aus wie immer. Lady Sarah liebte Flatterkleider aus dunkleren Stoffen und vor allen Dingen Ketten. Gleich mehrere schlang sie um ihren Hals, und die klirrten immer gegeneinander, wenn sie ging, so daß sie oft nur zu hören, aber nicht zu sehen war.

Mitgenommen hatte sie eine schwarze Handtasche mit einem Bügel aus Horn. »Ich will gleich zur Sache kommen«, sagte sie, setzte ihre Brille auf und öffnete die Tasche. »Euer Chef, Sir James, hat mich

darum gebeten.« Sie holte aus der Tasche ein kleines Buch und hielt es so, daß wir den Titel lesen konnten.

MYSTIK DER TEMPLER

»Kennt ihr das Taschenbuch?« fragte sie uns.

Wir verneinten.

»Das habe ich mir gedacht.«

Suko hatte einen Einwand. »Wir kommen auch nicht so oft dazu, Bücher zu lesen.«

»Nicht schlimm, dafür habt ihr ja mich.« Lady Sarah schlug das Buch auf. »Als mich Sir James um diesen kleinen Gefallen bat, habe ich meine Bibliothek durchstöbert und bin fündig geworden. Was den Inhalt dieses Buches allerdings angeht, so muß ich euch warnen. Es ist vieles dabei, das einfach nicht stimmen kann, allein von der Historie her, deshalb heißt der Titel auch Mystik der Templer. Einige Dinge werden schnell abgehandelt, aber es gibt ein Phänomen, das immer wiederkehrt. Eben dieses Richtschwert der Templer.«

»Ist es abgebildet?« fragte ich.

»Leider nicht. Es wird nur darüber geschrieben, daß jeweils der beste Templer das Schwert erhielt und es mit auf seine Reisen in das Morgenland nahm.«

»Und es ist verschwunden?«

»Sehr richtig. Seine Spur verliert sich im Dunkel der Geschichte. Der Autor des Buches hat nach Hinweisen gesucht und auch welche gefunden.«

»Wie heißt der Mann denn?« fragte ich.

»La Röche.«

Der Name sagte uns nichts. Wir hatten ihn noch nie zuvor gehört.

Suko hob die Schultern, ich ebenfalls, und Lady Sarah nahm uns mit ihrer nächsten Bemerkung einige Hoffnung. »Ihr braucht nicht nach ihm zu forschen, er ist nämlich tot.«

»Wann gestorben?«

»Vor zwanzig Jahren etwa. Das Buch ist älter und kurz vor seinem Tod geschrieben worden. Jedenfalls hat er hier auf den letzten Seiten von einer alten Gruft berichtet, in der sichdas Schwert unter Umständen befinden könnte. Das Buch schließt praktisch mit dem Satz, daß er, La Röche, sich auf die Suche machen wollte, um die Gruft zu finden. Er hatte noch vorgehabt, ein zweites Buch zu veröffentlichen. Leider ist es dazu nicht mehr gekommen.«

Das war alles.

Wir dachten nach, schwiegen dabei, auch Lady Sarah hielt sich zurück, bis Suko meinte: »Der Name des Autors klingt französisch. Ob uns die Spur wieder nach Frankreich führt?«

»Vielleicht sogar ins Tal der Loire«, murmelte ich.

»Seid euch da nicht so sicher«, warnte die Horror-Oma. »Der Name

kann auch ein Pseudonym sein.«

»Da hat sie recht«, meinte Suko.

»Wie könnte er richtig geheißen haben?« murmelte ich.

»Das läßt sich herausfinden«, sagte Sir James. »Es gibt eine Stelle, wo alle erschienenen Buchtitel erfaßt wurden. Die EDV hat dies ermöglicht. Auch Hintergrund-Infos finden wir da.«

»Wird es lange dauern?«

»Ich weiß nicht, John. Wenn Sie so lange in Ihrem Büro warten wollen oder hier bleiben…«

»Nein, wir gehen ins Büro.«

Sarah Goldwyn begleitete uns. Auf dem Flur nahmen wir sie in die Mitte und sahen auch ihr feines Grinsen auf den Lippen. »Na, wie habe ich das gemacht?«

»Toll«, sagte ich. »Einfach toll. Wärst du viel jünger, ich hätte dich bestimmt geheiratet.«

»Lüg doch nicht so, mein Junge. Es gibt genügend andere, die du heiraten kannst. Was macht eigentlich Jane?« Blitzschnell hatte sie das Thema gewechselt.

Ich berichtete von unserem vorletzten Fall, der uns nach Alcatraz geführt hatte. Dort war es uns gelungen, Jane Collins vor einer Hinrichtung zu bewahren. Das heißt, eigentlich war Yakup Yalcinkaya ihr Retter gewesen, und das sagten wir Lady Sarah auch.

»Yakup also.« Sie nickte vor sich hin. »Kann es zwischen den beiden gefunkt haben?«

»Du meinst, daß Jane und er…«

»Genau das, John.«

»Ich glaube es nicht, auch wenn ich eine Weile damit gerechnet habe. Nein, die beiden sind zu unterschiedlich. Sie verbindet wohl auch keine Liebe, sondern eine tiefe Freundschaft. Zudem verspürt Jane wieder Sehnsucht nach London, und Yakup würde sein Kloster nie verlassen. Das ist zu seinem Lebenswerk geworden. Ihm macht es nichts aus, in der Einsamkeit zu leben, während Jane ein Kind der Großstadt ist.«

Wir waren vor dem Büro stehengeblieben. Ich wollte nicht, daß Glenda etwas von der Unterhaltung mitbekam.

Lady Sarah hatte ihre Stirn in Falten gelegt. Sie dachte scharf nach. »Gesetzt den Fall, Jane käme wieder zurück, dann könnte sie ihr Leben nicht so wieder aufnehmen, wie sie es praktisch verlassen hat, als man sie zur Hexe machte.«

»Das stimmt.«

»Sie müßte von vorn anfangen, sich alles wieder neu erobern. John!« Lady Sarah blickte mir ins Gesicht. »Ich würde ihr gern die neue Chance geben. Wenn Jane Collins nach London zurückkehrt, steht die Tür meines Hauses jederzeit für sie offen. Sie kann so lange bei mir

wohnen, wie sie will. Und zu diesem Wort stehe ich. Es wäre sogar gut, ich würde mich sehr freuen, denn trotz meiner Bücher und Filme gibt es Tage, an denen ich mich oft verflixt einsam fühle.«

Ich strich über ihre Wange. »Danke, Sarah, die Geste ist sehr nobel von dir.«

In ihren Augen glitzerte es feucht. Fast brutal schüttelte sie den Kopf. »Ach, rede keinen Unsinn, mein Junge«, erklärte sie mit harter Stimme. »Ich denke da mehr an mich. Ich bin eine alte, einsame Frau, zum Teufel. Ich brauche hin und wieder mal jemand, der den Tisch abräumt und mir irgend etwas erzählt…«

»Ja, ja«, wiederholte ich. »Alte Frau… wer es glaubt?«

»Geht jetzt in euer Büro. Vielleicht hat Sir James schon angerufen, weil er fündig wurde.«

»So schnell schießen auch die Computer nicht.«

Glenda Perkins, die auf ihrer Maschine hämmerte, war überrascht, als sie Sarah Goldwyn sah, gleichzeitig auch erfreut, denn sie sprang von ihrem Stuhl hoch und kam ihr lachend entgegen.

»Mrs. Goldwyn, ich freue mich, Sie zu sehen.«

»Ich auch, mein Kind.«

Die beiden fielen sich in die Arme. Sie hatten auch schon einen Fall erlebt. Auf einer Romreise waren beide in die Klauen einer fürchterlichen Magie geraten, und ich hatte schließlich von London anreisen müssen, um Glenda aus der Vergangenheit zu holen.

»Kochst du noch immer einen so guten Kaffee?« fragte die Horror-Oma.

»Fragen Sie John!«

»Er ist noch besser geworden«, erklärte ich.

»Jetzt übertreibt er wieder«, sagte Glenda. »So ist das immer mit ihm. Ein schrecklicher Typ.«

»Dann brüh mal einige Täßchen auf«, sagte Lady Sarah.

»Bleiben Sie länger hier?«

»Mal sehen.«

Wir gingen in unser Büro. Glenda kam wenig später. Ich holte noch einen vierten Stuhl, und so setzte sie sich zu uns. Natürlich wollte sie wissen, um was es ging.

Da Glenda schweigen konnte und vertrauenswürdig war, weihten wir sie in den Fall ein.

Natürlich hatte auch sie von den Templern gehört, und wir sahen den Schauer auf ihrer Haut. »Hast du etwas?« erkundigte ich mich.

»Frierst du? Wirst du krank?«

»Nein, das ist es nicht, aber mich macht es nervös, wenn ich über die Templer solche Dinge höre. Diese Geheimkaste flößt mir irgendwie Angst ein, John. Kannst du das verstehen?«

»Nein.«

Glenda hob die Schultern, die unter einem weit geschnittenen rostfarbenen Pullover mit Fledermausärmeln verborgen waren. »Ich kann es selbst nicht erklären. Der Teufel, der Spuk und auch die anderen Dämonen, an die habe ich mich inzwischen gewöhnt, aber die Templer sind so etwas Neues und Unfaßbares, daß ich davor regelrecht Angst empfinde. Die kann man nicht richtig einordnen, oder täusche ich mich da?«

»Ganz gewiß«, erklärte ich. »Du täuschst dich. Es gibt praktisch zwei Gruppen…« Ich wollte ihr erklären, um welche es sich dabei handelte, als ich vom Vorzimmer her Schritte hörte.

Jemand kam.

Zwei Sekunden später stand Sir James in der Tür. Sicherlich wollte er uns mitteilen, was er über La Röche erfahren hatte, doch seinem Gesicht sahen wir nicht an, ob er Erfolg gehabt hatte.

Lady Sarah hielt es nicht mehr aus.

»Reden Sie schon, Sir James. Sehen Sie denn nicht, wie John und wir alle hier leiden?«

»Gewiß, Lady Sarah, gewiß.« Ich stand auf, um meinem Chef den Stuhl anzubieten. Er setzte sich auch, während ich mich auf die Kante des Schreibtisches pflanzte.

»Ich bin zwar kein Computer-Fan, dazu bin ich einfach nicht mehr jung genug, aber es ist manchmal wirklich ein Segen, daß es diese Entwicklung gibt. Wir haben Erfolg.« Er nickte. »Ja, das ist ein Erfolg, denn über den Autor La Röche war einiges gespeichert. Das meiste können wir vergessen, denn die Angaben beschäftigten sich nicht mit den Inhalten seiner Bücher. Aber der Computer ›wußte‹ seinen richtigen Namen. La Röche ist ein Pseudonym. Tatsächlich heißt dieser Autor Lome Stanhope und ist der Bruder meines Clubfreundes…«

***

Die Zeit lief mir davon!

Meine Gedanken waren wieder abgeirrt, weil ich das Gefühl hatte, der Sekundenzeiger des Weckers wäre stehengeblieben. Es war ein Irrtum, er lief noch, und das Ticken vernahm ich ebenfalls synchron mit dem Schlag meines Herzens.

Ich lag zwar allein, trotzdem hatte ich einen unsichtbaren Begleiter.

Es war die Angst!

Ich konnte sie einfach nicht zurückdrängen. Ich lag auf dem Bauch und starrte auf das angestrahlte Zifferblatt.

Jeder der drei Zeiger war wie ein unerbittliches Schwert, das über meinem Schädel geschwungen wurde.

15 Minuten waren vorbei. 45 hatte ich noch. Eine verdammt kurze Zeit. Eine Spanne, in der ich mich befreien mußte, wollte ich

überleben.
Doch es war so gut wie unmöglich.
Zwar stand der mit Sprengstoff gefüllte Wecker in meiner Nähe, nur konnte ich ihn nicht erreichen. Ich war hart gefesselt worden.
Trotz zahlreicher Bemühungen gelang es mir nicht, die Gelenke aus den Stricken herauszudrehen. Je intensiver ich mich bemühte, um so schmerzhafter schabten sie über meine Haut.
Von unten her spürte ich den Druck der harten Stäbe des Gitters.
Sie preßten sich durch mein Gewicht gegen den Körper.
Noch tat sich in der Tiefe nichts. Wahrscheinlich hatten Samaran und sein Helfer Mühe, den Eingang zu finden. Es war ein Labyrinth, in dem wir uns befanden, selbst Suko hatte sich verlaufen.
War er meine Hoffnung?
Ich hätte lachen können, wäre die Lage nicht so ernst gewesen.
Nein, wir hatten uns getrennt, waren verschiedene Wege gegangen, und mir war es vergönnt gewesen, die Gruft mit dem Richtschwert der Templer zu finden. Wo Suko herumirrte, wußte ich nicht.
Bei unserem letzten Fall im Schwarzwald hatte er mich befreien können. Das Glück allerdings würde ich nicht immer haben.
Und so mußte ich weiter liegenbleiben. Wieder war eine Minute vergangen. Das Zifferblatt verwandelte sich vor meinen Augen in ein höhnisch grinsendes Gesicht, das mich lautlos auslachte.
Wie sollte ich mich befreien?
Die verrücktesten Ideen waren mir schon durch den Kopf geschossen. Ich hatte sogar versucht, den mit Sprengstoff gefüllten Wecker umzupusten. Dann wäre er in die Tiefe gefallen und dort explodiert.
Einen Kaugummi hatte ich auch nicht im Mund. Sonst hätte ich gegen das Zifferblatt gespuckt, um die Zeiger anzuhalten.
So etwas hatte ich vor Jahren mal in einem Film gesehen. Die Wirklichkeit sah leider anders aus.
So wartete ich weiter und starrte auf den Zeiger, der vor meinen Augen verschwamm…

***

»Ist das wahr?« Lady Sarah hatte die Frage gestellt. Sie mußte von Sir James schon vorher in den Fall eingeweiht worden sein.
»Ja«, erklärte der Superintendent. »Es gibt leider oder zum Glück keine Zweifel.«
»Wobei wir jetzt die Verbindung hätten«, fügte ich hinzu.
»Sicher, John, aber was nutzt es uns?«
Ich blickte auf meine Fußspitzen. Im Prinzip hatte mein Chef recht. Das nutzte uns kaum etwas, denn Lome Stanhope war seit gut zwanzig Jahren tot. Er konnte uns nichts mehr sagen, dafür sein Bruder.
»Wir werden Mr. Stanhope einen Besuch abstatten müssen«, erklärte

Suko. »Vielleicht kommen wir über seinen toten Bruder an das Ziel. Er muß einfach mehr über ihn gewußt haben. Wahrscheinlich hat er ihn damals auch auf die Spur des Templer-Schwerts gebracht.« Suko setzte sich aufrecht hin. »Sir, wissen Sie die Adresse dieses Gordon Stanhope?«

»Er besitzt einen Landsitz in Suffolk und eine elegante Stadtwohnung in Mayfair.«

»Wo hält er sich zumeist auf?«

»Sie werden Pech haben, wenn Sie ihn besuchen wollen. Er hat England verlassen, da er den Winter nicht mag. Sein Ziel ist das Mittelmeer, der Süden, die Sonne.«

»Und wo dort?«

»Zypern!«

Damit hatten wir nicht gerechnet. Weshalb ausgerechnet Zypern?

Die Frage las mir Sir James vom Gesicht ab und gab schon eine Antwort. »Er hat sich dort vor einigen Wochen ein Haus gekauft. Direkt an der Küste mit Blick aufs Meer.«

»Warum?«

»Weil er die Sonne mag.«

Ich hob die Schultern. »Nicht wegen des Schwerts?«

»John, Ihre Theorie ist weit hergeholt.«

»Vielleicht, aber ich denke an die Templer, die nach Jerusalem gezogen sind. Haben Sie die Insel Zypern tatsächlich ausgelassen? Es haben doch auch einige mit Schiffen übergesetzt. Möglicherweise finden wir dort eine Spur.«

»Der Meinung bin ich auch, Sir«, unterstützte mich Suko.

Unser Chef war noch nachdenklich. »Ob es etwas bringt? Aber wir müssen alles versuchen.«

»Das meine ich auch.« Ich wußte, daß wir gewonnen hatten. »Sir, ist Ihnen sonst noch etwas aufgefallen? Ich meine, bei Ihren Clubbesuchen, als Sie mit Gordon Stanhope sprachen?«

Zu meiner Überraschung antwortete er mit einem »Ja, das ist es tatsächlich.«

»Und was?«

»Gordon war ziemlich nervös. Mit seinen geschäftlichen Aktivitäten hing es nur bedingt zusammen, wahrscheinlich mit der Annonce, die er aufgegeben hat.«

»Wieso?«

»Nun, er erhielt des öfteren Drohanrufe von einer Person, die ebenfalls hinter dem Schwert der Templer her war. Er hat Nachforschungen angestellt, konnte aber keinen Namen sagen.«

»Und die Stimme des Anrufers?« fragte ich.

»War ihm unbekannt.«

Ich war sehr ernst geworden. Ich wußte ja, daß nicht nur wir hinter

dem Geheimnis der Templer her waren. Es gab auch andere Gruppen, wie die um Baphomet. Dieses Gebiet war noch längst nicht erforscht. Wir würden auch in der Zukunft noch viel Mühe haben.

»Sind diese Annoncen auch im Ausland aufgegeben worden?« wollte Suko wissen.

»Soviel ich weiß, ja.«

»Woran hast du denn gedacht?«

»An Abbé Bloch, John.«

Ich schüttelte heftig den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Ein Mann wie der Abbé würde sich auf eine so niedrige Ebene bestimmt nicht begeben. Da irrst du dich, Suko.«

Sir James erhob sich. »Wie dem auch sei, ich habe mittlerweile das Gefühl, daß uns hier in London Grenzen gesetzt sind. Möglicherweise kommen Sie wirklich nur auf Zypern weiter. Die Tickets werde ich Ihnen besorgen.«

»Ihr habt es gut«, sagte Lady Sarah. »Ich muß im winterkalten London bleiben, und ihr könnt die Sonne des Mittelmeers genießen.«

Ich lachte auf. »Ob wir dazu überhaupt Gelegenheit haben, ist die große Frage, meine Liebe.«

»Hauptsache, ihr kehrt gesund zurück.«

Der Ansicht war auch Glenda. »Wie gesagt, John«, sagte sie zum Abschied. »Ich mag diese Templer nicht. Sie sind mir irgendwie unheimlich. Ich kann sie nicht einsortieren.«

»Das brauchst du auch nicht. Überlasse das uns.«

Dann gingen wir und nahmen Lady Sarah mit. Ich versprach ihr, sie nach Hause zu fahren. Anschließend würden wir unsere Koffer packen.

»Da wird sich Shao aber freuen«, sagte mein Freund und verdrehte die Augen.

»Was willst du? Life is Life!«

»Ja, und Job ist Job.«

»Eben.«

***

Zypern!

Eine Insel im Mittelmeer, ein Baustein in der Geschichte der Welt.

Ein Eiland im Mittelmeer, von der Türkei fast ebenso weit entfernt wie von Syrien.

Besiedelt seit ungefähr 1300 Jahren vor Christo durch die Mykenische Einwanderung. Danach hatten die Assyrer, Ägypter, Phönizier und Perser die Insel erobert und ihre Spuren hinterlassen, so daß sich die alten Kulturen mischten. Natürlich hatten die Römer und anschließend die Byzantiner die Insel auch nicht vergessen, sie hatte sogar einmal zu Venedig gehört. Danach hatten sich die Türken das

Eiland einverleibt, und meine Landsleute, die Engländer, hatten sie bis zum Jahre 1959 als Kronkolonie besessen.

1960 war die Unabhängigkeit proklamiert worden, und 1974 hatten die Türken die Insel besetzt. Damals hätte es fast einen offenen Krieg zwischen den beiden NATO-Ländern Griechenland und Türkei gegeben. Man hatte sich schließlich geeinigt und die Insel geteilt. Jetzt saßen die Türken im Norden und die Griechen im Süden.

In der Antike war auf der Insel Kupfer abgebaut worden, und das hatte bis heute seine Spuren hinterlassen. Der Wald war abgeholzt worden, Probleme mit dem Grundwasser traten auf, an denen die Menschen der Gegenwart noch zu knacken hatten.

Sir James Powell hatte uns vor dem Flug mit allen Informationen versorgt, die nötig waren. Wir mußten in den griechischen Süden der Insel, in die Nähe von Larnaka, praktisch in Sichtweite der antiken Bauten von Kition.

Im Süden hatte sich Gordon Stanhope ein Haus zugelegt. Einer seiner Angestellten hatte ein Bild von dem schneeweißen Bungalow besorgt.

Von Nikosia bis Larnaka sind es nicht ganz 100 Meilen. Eine Strecke, die man leicht schaffen kann. Wir waren in der Nacht geflogen, einmal zwischengelandet, und hatten als VIPs keinerlei Kontrollen zu befürchten, so daß wir unangefochten mit unseren Waffen durch den Zoll kamen.

Nur mußten wir uns einen Wagen leihen.

Das wurde etwas schwierig. Die guten Modelle waren alle unterwegs, wie uns ein netter Herr versicherte, es standen nur mehr drei zur Verfügung, wobei er uns einen VW-Käfer ans Herz legte. »Der Wagen ist zwar schon zehn Jahre alt, aber er hat uns noch nie im Stich gelassen. Mit dem können Sie sogar im Gebirge fahren.«

»Dann taufen wir ihn Herbie«, sagte ich. »Wenn er schon skilaufen kann.«

Der Angestellte grinste nur. Wir sahen uns den Käfer zunächst einmal an. Seine Farbe stammte nicht vom Lack, sondern von der Grundierung, eine Mischung zwischen Grau und Rost.

»Aber der Motor ist okay.«

»Auch die Bremsen?« fragte Suko.

»Bestimmt.«

Ich fuhr eine Proberunde. Begeistert war ich zwar nicht, aber der Käfer sah mir noch besser aus als die abgewrackten amerikanischen Straßenkreuzer, die wir ebenfalls hätten mieten können.

Wir zahlten die Leihgebühr, erhielten noch eine Karte und knatterten los.

Es wurde eine Fahrt über relativ gute Straßen. Als wir ins Gebirge kamen, mußten wir mehr aufpassen, denn da waren doch einige Schlaglöcher auf den Paßstraßen zu finden. Unsere Blicke waren stets

nach Süden gerichtet, tief hinein in eine gewaltige Hochebene, die sich bis zum Meer hinzog und erst dort endete, wo die steilen Felsen der Küste begannen.

Uns fiel auf, wie wenig Wald auf dieser Insel wuchs. Der Raubbau vergangener Jahrtausende war nicht wieder aufgeforstet worden. Natürlich sahen wir Olivenhaine und auch Ansammlungen von Zypressenbäumen sowie Zitronen- und Apfelsinenbäume, aber das waren Plantagen.

Ansonsten fuhren wir durch eine braungraue Landschaft und zogen eine lange Staubfahne hinter uns her.

Der Himmel über Zypern war herrlich anzusehen, und die Temperaturen hatten frühlingshafte Werte.

In den Bergen hatte der Käfer leichte Schwierigkeiten, doch er ließ uns nicht im Stich. Brav nahm er die Kurven und die Steigungen. Östlich von uns lagen die höchsten Berge. Schneebedeckt die meisten, denn dort wurde auch Wintersport getrieben.

»Hoffentlich jagen wir keinem Phantom nach«, meinte Suko irgendwann einmal.

Ich hob nur die Schultern. »Wer nichts riskiert, kann auch nichts gewinnen.«

»Stimmt.« Suko deutete nach vorn. »Gleich müssen wir etwas riskieren, wenn wir den Knaben vor uns überholen wollen.«

Mein Freund hatte recht. Der Fahrer des hochbeladenen Lastwagens fuhr tatsächlich wie ein Henker. Dabei schwankte das Gefährt von einer Seite zur anderen. Eigentlich war die Straße breit genug, um den Wagen zu überholen. Ich war aber nicht Colt Seavers und verließ mich lieber auf die Hupe.

Der andere dachte wohl, es wäre ein Spaß und grüßte zurück. Da sein Horn lauter war als das unseres Käfers, befand er sich natürlich im Vorteil. Jedenfalls wollte er uns nicht vorbeilassen, und wir waren gezwungen, auch weiterhin seinen aufgewirbelten Staub zu schlucken.

»Diesen Hirnie sollte man in seine Gemüsekisten oben auf der Ladefläche stecken!« schimpfte Suko, und ich widersprach ihm nicht.

Zum Glück fuhr der Bursche ziemlich schnell, und im nächsten Dorf hielt er an.

Als wir an ihm vorbeirauschten, winkte er mit beiden Händen und lachte breit.

Wir konnten ihm nicht einmal böse sein.

Sehr viel Erwähnenswertes geschah auf der Fahrt nach Larnaka nicht. Am frühen Nachmittag hatten wir die alte Kulturstätte im Südosten Zyperns erreicht, aber wir waren nicht hier, um uns die Reste antiker Kulturen anzuschauen, wir wollten wissen, wo sich der Bungalow eines gewissen Gordon Stanhope befand.

An einem Reisebüro stoppten wir. Mit steifen Beinen stiegen wir aus

dem Wagen. Im Schaufenster klebte neben einigen vergilbten Prospekten ein Schild mit der Aufschrift »English spoken!«

Darüber freute ich mich. Griechisch gehört nicht gerade zu meinen starken Seiten, genauer gesagt, sie war überhaupt keine Seite von mir. Wir betraten den Laden, eine Glocke bimmelte, und ein dunkelhaariger Mann blickte in unsere Richtung. Die Beine ließ er dabei auf dem Schreibtisch.

Er sprach uns auch in Englisch an und erklärte, es sei Mittagspause.

»Und die wollen Sie nicht unterbrechen?« fragte ich.

»Nein.«

Ich wedelte mit einer Note.

Blitzschnell schwang der Mann seine Beine vom Tisch und sprang auf. »Ausnahmen mache ich auch.« Er griff nach dem Geldschein und ließ ihn verschwinden. »Wohin wollen Sie reisen? Ägypten, Israel, Algerien…?«

»Auch nicht nach Libyen«, sagte Suko.

Der Mann wurde bleich. »Um Himmels willen, nur nicht.«

»Wir bleiben hier!« erklärte ich.

»Wie schön.«

»Sogar hier in der Nähe«, sagte Suko. Er hatte das Wechselspiel verstanden. »Wir suchen nämlich einen Freund.«

»Gordon Stanhope.« Diesmal war ich wieder an der Reihe.

»Der hat hier ein Haus«, fügte Suko hinzu.

»Sonst nichts?«

»Nein.«

Der Verkäufer sah mich an. »Ja, den Namen kenne ich. Da müssen Sie aber raus aus Larnaka.«

»Das ist uns klar.«

»Es gibt dort eine Siedlung am Hang, wie wir sagen. Wir haben damals die Grundstücke mitverkauft. Mr. Stanhope ist zwar da, aber ich habe ihn schon lange nicht mehr in Larnaka gesehen.«

»Sie kennen ihn also?«

»Klar.«

»Auch seinen Bruder Lome?«

Er runzelte die Augenbrauen. »Nein, den nicht. Mein Vater hat ihn gekannt.«

»Dann war er öfter hier?« fragte Suko.

»Ja, wie ich hörte.«

»Was hat er hier gewollt?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen. Er hat sich aber, das weiß ich wiederum, sehr für das alte byzantinische Kloster interessiert. Es soll von der heiligen St. Helena gegründet worden sein. Kennen Sie das denn nicht? Es liegt auf dem Felsen Stavrovouini. Mr. Stanhope kann es von seinem Haus aus sehen.«

»Und sein Bruder war in dem Kloster?«

»Kann sein. Aber warum fragen Sie mich? Fahren Sie zu Mr. Stanhope, der wird Ihnen mehr darüber berichten können.«

»Das hatten wir vor, vielen Dank.«

»Nein, gehen Sie noch nicht.« Er wedelte mit beiden Händen. »Es stehen noch zahlreiche Häuser leer. Wenn Sie einen Bungalow erwerben wollen, die Preise sind äußerst günstig. Ich kann Ihnen sogar noch Rabatt geben, wirklich.«

»Kein Bedarf.« Ich schüttelte den Kopf.

Und Suko sagte: »Vielleicht kaufen wir das Kloster.«

Der Mann fühlte sich auf den Arm genommen und schickte einen griechischen Fluch in unsere Richtung.

Wir verließen den Laden, stiegen wieder in den Käfer und sahen den Mann aus der Tür rennen. Er trat an den VW. »Ich muß Ihnen noch den Weg erklären. Fahren Sie zurück, bis zu dem weißen Schild, wo etwas von einem Verkauf der Häuser steht. Da führt ein Weg in die Felsen.«

»Das haben wir schon gesehen, danke.«

»Vielleicht nehmen Sie doch ein Haus. Die Lage ist einzigartig.«

»Wir werden es uns überlegen!« rief ich ihm zu. Dann wurde es wirklich Zeit.

Das Schild hatten wir tatsächlich schon entdeckt. Nach einer Fahrtzeit von ungefähr zehn Minuten tauchte es am Straßenrand auf. Der Weg verdiente den Ausdruck Piste. Er war nicht asphaltiert und voller Staub. Brav zog der Käfer in die Höhe und schaffte auch die zahlreichen Kurven, bis wir einen ersten freien Blick hatten und die zahlreichen weißen Häuser sahen, die in die Felsen hineingebaut worden waren.

Der Architekt hatte sich hier wirklich etwas einfallen lassen. Die Häuser klebten am Felshang. Untereinander waren sie durch Treppen verbunden, so konnte jeder seinen Nachbarn erreichen.

Leider waren keine Gärten vorhanden, doch auf den den Häusern vorgelagerten Terrassen, einige von ihnen sogar mit Pools ausgestattet, blühten in großen Töpfen und Steinbänken die herrlichsten Blumen.

Nur Garagen hatten die Häuser nicht, dafür existierte ungefähr in der Mitte des Geländes eine breite Treppe, die hinunter an den feinen Sandstrand vor dem Felsenhang führte. Dort lagen auch die Boote. Die meisten von ihnen waren auf den Strand gezogen worden. Keine prächtigen Yachten, kleine Motor- oder Segelboote.

Oberhalb dieser Felsen-Haus-Landschaft hatte man einen Parkplatz angelegt. Er war fast leer. Ich stellte den VW neben einem alten, staubigen Mercedes ab.

Wir stiegen aus und schlugen die Türen zu. Der Wind war kräftig, er

fuhr in unsere Haare. Bevor wir uns auf die Suche nach Gordon Stanhopes Haus machten, sahen wir uns um.

Weiter im Landesinneren stiegen gewaltige, breit gezogene Buckel in die Höhe. Sie waren mit gelben Steinen bedeckt, dabei fiel uns ein Hügel besonders auf.

Auf seiner Kuppe entdeckten wir einen gewaltigen Steinbau. Das mußte das Kloster der St. Helena sein.

Ich blickte länger hin. Mir schien es, als wollte mich dieses Kloster begrüßen und mir sagen, daß wir an ihm doch nicht vorbeikamen. Konnte es so sein? Verbarg sich dort unter Umständen ein Geheimnis, das mit unserem Fall zu tun hatte?

Es ging um das Richtschwert der Templer, und möglicherweise hatten die Templer auf ihren Reisen ins Heilige Land auf Zypern Station gemacht. Vielleicht wußte Stanhope mehr.

»Wie optimistisch bist du?« fragte Suko.

»Ich weiß nicht so recht. Wenn dieser Gordon Stanhope tatsächlich etwas weiß, wird er uns wohl kaum in seine Pläne einweihen. Ein Sammler wie er läßt sich nicht in die Karten schauen.«

»Aber er hat Angst gehabt.«

»Möglich.«

Wir nahmen den breiten Weg in die Felsen hinein. Andere Wege zweigten zu den Häusern hin ab. Die ersten standen noch leer. Sie sahen kahl aus und stachen durch ihre weißen Mauern stark vom dunkleren Gestein ab. Unten am Strand amüsierten sich einige Personen. Manchmal wehten die leisen Rufe bis zu uns hoch.

Eine Frau trat auf ihre Terrasse. Sie trug ein weißes langes Kleid, der Wind drückte es gegen ihren Körper, so daß sich ihre Figur sehr deutlich abmalte, was sie nicht störte. Ich schätzte sie auf 40 Jahre, und sie strich sich mit ihren Fingern durch ihre dunkle Haarmähne, bevor sie uns fragend ansah.

Hoffentlich sprach sie Englisch. Ich erkundigte mich nach Gordon Stanhopes Haus.

Sie verstand mich und erklärte uns den Weg. »Allerdings habe ich ihn seit einigen Tagen nicht mehr gesehen. Er wird wohl wieder arbeiten.«

»Woran arbeitet er denn?«

»Er interessiert sich sehr für das Kloster und dessen Geschichte.«

»Wissen Sie auch etwas darüber?«

Die Frau lachte. »Nein, die alten Bauten sind nicht mein Fall. Ich liebe andere Dinge.«

»Jedenfalls vielen Dank.«

Wir mußten den Weg bis zu seinem Ende durchlaufen. Das letzte Haus in der Reihe – es war auch das größte – gehörte Gordon Stanhope, dem Waffenhändler aus London.

Die Haustür erreichten wir über die hellen Marmorplatten der

Terrasse. Erst jetzt sahen wir den viereckigen Pool. Er war zuvor von langen Blumenbänken verdeckt gewesen.

Auf dem Wasser schwammen einige Blätter. Das ließ darauf schließen, daß sich keiner der Bewohner in der Nähe aufhielt und sich auch niemand um die Pflege oder Reinigung kümmerte.

»Sieht mir alles sehr verlassen aus«, kommentierte ich.

Suko deutete nach vorn. »Und weshalb steht dann die Terrassentür noch offen?«

Das war tatsächlich der Fall.

Ich verstand Sukos Blick, den er mir zuwarf. In ihm las ich Warnung und Neugierde zugleich. »Sehen wir uns die Sache mal an«, sagte er mit schon wesentlich leiserer Stimme.

Von zwei verschiedenen Seiten gingen wir auf die Terrassentür zu. Der Wind fuhr über das Poolwasser und schuf auf der Oberfläche ein kräuselndes Wellenmuster.

Deckung gaben die Blumenkübel. Niemand konnte von außerhalb die Terrasse einsehen. Von ihr allerdings hatten wir einen freien Blick auf das Meer.

Suko hatte die Tür als erster erreicht. Das Glas war dunkel getönt.

Es war schwierig, überhaupt hindurchschauen zu können. Man mußte schon sehr dicht herantreten.

Das taten wir zwar, aber ich wollte mich nicht durch langes Starren aufhalten lassen. Meine Handbewegung machte Suko klar, daß er vorgehen sollte. Ich gab ihm die entsprechende Rückendeckung.

Suko schob die Tür so weit zurück, daß er sich bequem hindurchschieben konnte.

Ich folgte ihm. Wir betraten ein Haus, in dem es widerlichroch.

Faulig und gleichzeitig süßlich. Dieser Gestank war uns eine Warnung. Wir kannten ihn und rechneten mit dem Schlimmsten.

Es war nicht viel zu erkennen. Die Sonne stand einfach nicht günstig. Innerhalb des Raumes herrschte Dämmerlicht. Die Einrichtung entsprach einer Wohnlandschaft. Sie wirkte protzig durch die schweren Möbel.

Dann rutschte ich weg. Ich konnte mich soeben noch an einer Sessellehne festhalten, sonst hätte ich einen Spagat gemacht. Auslöser war eine Blutlache neben dem Teppichrand.

Im ersten Moment wurde ich kreidebleich. Suko hatte noch nichts bemerkt. Ich schritt um den Sessel herum und sah den Körper ausgestreckt auf der Erde liegen.

Es war ein Hund.

Sein helles Fell hob sich vom Dunkel des Teppichs ab. Kein Leben steckte mehr in ihm. Jemand hatte ihm die Kehle durchgeschnitten, deshalb auch das Blut.

Dieser Mord an dem Tier zeigte mir, daß wir uns nicht viele Chancen

ausrechnen konnten, den Besitzer des Hauses lebend zu finden. Wer einen Hund tötete und damit einen hervorragenden Wächter ausschaltete, der würde bei weiteren Verbrechen keine Mühe haben.

»Gordon Stanhope«, sagte ich zu Suko, »wird wohl kaum eine Chance gehabt haben.«

Mein Freund nickte.

Wir suchten weiter, gelangten in andere Räume und betraten auch ein Schlafzimmer.

Es stand ein Bett darin, und auf ihm lag der Mann. Zuerst sah es so aus, als würde er schlafen. Ich ging näher heran, schon erleichtert, dann sah ich den blauen Abdruck an der Kehle und auch sein Gesicht genauer. Es war entstellt von einer kaum faßbaren Todesangst, die Stanhope durchlitten haben mußte.

Jemand hatte den Mann erdrosselt.

Ich ballte die Hände. Zorn auf den mir unbekannten Mörder erfüllte mich, und ich dachte daran, daß die Zypern-Spur richtig gewesen war. Leider hatte sie jemand zerschnitten.

»Wer?« fragte ich, während ich mich zu Suko umdrehte. »Wer steckt dahinter?«

»Keine Ahnung.«

»Aber Stanhope muß die Spur gefunden haben. Das Richtschwert der Templer. Vielleicht befindet es sich zum Greifen nahe.« Ich hob die Schultern. »Verdammt auch!«

Suko trat an das Bett. »Erdrosselt«, sagte er und schaute mich an.

»Wer tut so etwas, John?«

»Hast du einen Verdacht, daß du so fragst?«

»Ja, schon. Ich denke da an die Templer. Die Gruppe, von der du mir berichtet hast.«

»Die um Baphomet?«

»Richtig.«

Mein Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. »Da könntest du recht haben, Suko. Ich habe sie selbst erlebt. Diese Leute werden wohl auf Menschenleben keinerlei Rücksicht nehmen.«

»Aber damals waren es Untote!«

»Ich glaube nicht, daß sich die heutigen Mitglieder der Sekte von denen unterscheiden, wenn es um Methoden geht, um bestimmte Ziele zu erreichen.«

»Kompliziert ausgedrückt, aber wahr.« Suko wischte über seine Stirn. Im Zimmer war es stickig. Die Anwesenheit des Toten störte mich. Ich spürte im Magen einen leichten Druck und auf der Zunge einen bitteren Geschmack.

»Hat es Sinn, das Haus zu durchsuchen?« fragte Suko.

»Immer.«

»Wir können uns zudem Zeit lassen. Wenn sich bisher keine

Nachbarn um Stanhope gekümmert haben, werden in den nächsten Stunden auch keine erscheinen.«

»Dein Wort in Gottes Gehörgang.«

Wenig später, als wir mit der Sucherei begannen, wunderten wir uns, wie aufgeräumt alles war. Der oder die Mörder hatten das Haus nicht auf den Kopf gestellt.

Mein Freund und ich verfolgten beide den gleichen Gedanken.

»Gesucht haben sie wohl nichts, sonst sähe es hier anders aus.«

Ich stimmte Suko zu, wies gleichzeitig auf eine andere Lösung hin. »Vielleicht wurde Stanhope vor seinem Tod gefoltert, dann brauchten sie nichts zu durchwühlen.«

»Kann auch sein.«

Wir sahen uns im Arbeitszimmer des Mannes um. Es war funktionell eingerichtet. Viel Literatur über die Templer entdeckten wir nicht. Dafür stapelten sich die Bücher, die sich mit der Geschichte Zyperns befaßten. Aber hatte der Mann nicht auch Drohanrufe von einer bestimmten Person erhalten?

Diese Person mußte ihm nach Zypern gefolgt sein und hatte hier ihr Ziel erreicht.

Ich untersuchte den Schreibtisch. Einige Schubladen konnte ich aufziehen, fand Papiere, die mir nichts sagten, weil sich ihr Inhalt mit geschäftlichen Transaktionen beschäftigte.

Suko sah sich die Bücher an, ich blieb beim Schreibtisch und wühlte ihn leer. Ausschnitte englischer Zeitungen fielen mir in die Hände. Dort war die Annonce zu lesen, die Stanhope aufgegeben hatte. Die Suche nach dem Richtschwert der Templer hatte tatsächlich einen Großteil seiner Freizeit in Anspruch genommen.

Weitere Hinweise fanden wir nicht, bis auf ein kleines Buch, das aber nicht ich entdeckte, sondern Suko.

»Das müßte es sein«, sagte er plötzlich. Er drehte sich um und hielt das Buch so, daß ich den Titel lesen konnte.

»Mystik der Templer!« sagte ich leise. »Das gleiche Buch, das auch Lady Sarah gehabt hat.«

»Und das von La Röche, dem Bruder des Toten, geschrieben wurde. John, das ist die Spur!«

»Wo führt sie uns hin?«

»Ich habe da eine bestimmte Ahnung«, erklärte mein Freund.

»Denk an die Sätze, die uns der Knabe aus dem Reisebüro gesagt hat. Er kannte Stanhope, und er wußte auch, daß sich der Mann für das Kloster der heiligen Helena interessierte.«

»Wenn du das so sagst, werden wir es uns ebenfalls ansehen«, erklärte ich.

Suko steckte das Buch ein. »Ich habe nichts dagegen.« Wir verließen das Arbeitszimmer und gelangten durch einen breiten Flur wieder in

den Raum, wo der tote Hund lag. Dort stand ein Telefon.

Suko und ich hatten die gleiche Idee.

Ich sprach die Worte aus. »Die Polizei werden wir vorläufig nicht informieren, das können wir später erledigen.«

»Hoffentlich glaubt man uns, daß wir Stanhope nicht umgebracht haben.« Er wies nach rechts. »Schließlich hat uns eine Zeugin gesehen und auch mit uns gesprochen.«

»Das läßt sich regeln.«

An diese Dinge dachte ich nicht. Mein Sinnen und Trachten war auf das alte Kloster fixiert…

Die Uhr lief!

Dieser verdammte Sekundenzeiger, der ziemlich schnell über das Zifferblatt huschte, wurde für mich zu einem regelrechten Schwert, das meine Angst immer mehr steigerte.

Zwanzig Minuten waren vergangen. Ich lag auch weiterhin auf dem Boden, gefesselt an diesen verdammten Stahlstäben, mit einem Blick in die Tiefe, wo sich noch immer nichts getan hatte. Möglicherweise war es gar nicht so einfach, den richtigen Weg zu finden.

Auch Suko und ich hatten uns dabei schwergetan.

Auf meinem Rücken klebte der Schweiß. Ich kam mir vor wie frisch geduscht und noch nicht abgetrocknet. Zudem brannte mein Hals. Das Atmen bereitete Schmerzen.

Ich dachte an Stanhope, den wir in seinem Arbeitszimmer gefunden hatten. Er war erwürgt worden, und mich hatte man ebenfalls auf diese Art und Weise ums Leben bringen wollen.

Nur den Mörder hatte ich nicht richtig sehen können. Ich wußte nur, daß es ein kräftiger Mann mit rötlichen Haaren war, doch von einem Kennen konnte nicht die Rede sein.

Der Wecker wurde für mich zu einer grinsenden Totenfratze. Das Licht spiegelte sich auf dem Glas, manchmal verschwammen die Zahlen zu diffusen Streifen.

Noch immer arbeitete ich daran, die Fesseln zu lockern. Sie saßen einfach zu fest.

In den Armen war ich gelenkiger. Ich drehte meine Hände. Das gelang mir immerhin, aber ich schaffte es nicht, sie aus den raffiniert angebrachten Schlingen zu ziehen.

Manchmal bäumte ich auch den Oberkörper in die Höhe und schaffte fast so etwas wie einen Liegestütz. Dann schlossen die Fesseln jedoch so hart, daß der Schmerz durch meine Gelenke biß und ich mich wieder zurückfallen lassen mußte.

Es gab keine andere Lösung. Ich hatte verloren. Suko und ich waren diesmal zu spät gekommen. Und dabei ausgerechnet noch Akim Samaran in die Hände gefallen.

Es war Gordon Stanhopes Fehler gewesen, die Annonce aufzugeben.

Samaran, den alles interessierte, was im Zusammenhang mit den Templern stand, hatte natürlich zugegriffen. Er mußte der geheimnisvolle Anrufer gewesen sein und Drohungen ausgestoßen haben.

Und er war schneller gewesen als wir.

Ich hörte ein schabendes Geräusch. Es war unter mir aufgeklungen und für mich der Beweis, daß Samaran und sein Helfer endlich den richtigen Weg gefunden hatten. Lange genug hatte es gedauert.

Damit ich die Treppe im Blickfeld hatte, mußte ich ein wenig den Kopf drehen. Dort tat sich noch nichts, erst einige Sekunden später erschien die Gestalt, die ich bereits kannte.

Es war der Rotschopf – der Killer.

Vorsichtig bewegte er sich die alten ausgetretenen Steinstufen hinab, wie jemand, der in ein Haus einschleicht, um etwas zu stehlen. Er blieb des öfteren stehen, blickte auf den Sarg, wartete, ging dann weiter und machte erst auf derglitte der Treppe halt. Das konnte er sich einfach nicht verkneifen, denn von dieser Position aus hatte er einen guten Blickwinkel, um in die Höhe schauen zu können. Das Licht reichte aus, um mich zu sehen, wenigstens meinen Schatten.

Ich starrte in sein Gesicht. Die breiten Lippen zuckten. Wahrscheinlich lachte er lautlos. Er sah auch auf seine Uhr, nickte sich selbst zu und begann damit, den Rest der Treppe hinabzusteigen.

Er wollte mir beweisen, wie einfach es letztendlich war, das Richtschwert der Templer an sich zu nehmen…

***

Es war für uns nicht schwer gewesen, den Weg zu finden, der in die Nähe des Klosters führte. Ob wir allerdings bis an die wuchtigen Mauern auf dem Hügel heranfahren konnten, war fraglich. Wahrscheinlich würden wir den letzten Teil auf Schusters Rappen gehen müssen.

Das Kloster war kein Touristentreff. Jedenfalls befanden wir uns allein unterwegs. Nicht einmal Bauern kamen uns entgegen, und so rollten wir mit dem Käfer die staubige Straße entlang.

Rechts von uns lag der Hügel. Aus der Nähe gesehen, war er doch länger, als wir angenommen hatten. Zudem verdeckte er die Sicht auf die Berge. Man konnte den weitgezogenen Hang nicht als bewachsen bezeichnen. Es gab keine Bäume. Was zwischen den braungrauen Steinen wucherte, war nicht höher als ein Krüppelgewächs. Zypern war in den vergangenen Jahrhunderten entwaldet worden, und man hatte es noch nicht geschafft, wieder aufzuforsten. Eine traurige, zerstörte Landschaft, die zumeist unter den Strahlen einer gnadenlosen Sonne lag.

Manchmal schüttelte es den Käfer so heftig durch, daß wir beide

Angst um die Federung hatten. Suko, der neben mir saß, hielt immer wieder nach einer Möglichkeit Ausschau, den Hügel mit dem Wagen zu erklimmen. Es war einfach nicht möglich. Zu viele Steine lagen im Weg.

»Halt an«, sagte Suko, »sonst fahren wir noch am Ziel vorbei.«

Er hatte recht. Es war wirklich besser, wenn wir den Rest der Strecke zu Fuß gingen. Zwar sah das Kloster manchmal aus, als läge es zum Greifen nahe vor uns, das jedoch täuschte.

Wir gingen querfeldein. Es mußte in den letzten Tagen geregnet haben. Darauf deuteten einige feuchte Flecken hin. Wo Wasser ist, gibt es auch Leben. An den feuchten Stellen der Hänge standen mir unbekannte Blumen in voller Blüte.

Auch weiterhin trafen wir auf viele Hindernisse, so daß wir nicht geradewegs auf die wuchtigen Mauern des alten Klosters zusteuern konnten. Senken, Gruben, Querrillen und kleinen Gräben mußten wir ausweichen oder sie überspringen. So näherten wir uns dem Ziel in Kurven.

Dabei waren wir gezwungen, den Staub zu schlucken. Für Januar war es einfach zu warm. Unsere Körper waren auf Winter eingestellt, aus diesem Grunde schwitzten wir stark.

Wir gingen verbissen weiter. Suko hatte die Führung übernommen. Ich lief praktisch in seinen Fußstapfen und hatte das Gefühl, als würde das Kloster nicht näher kommen.

Doch nichts währt ewig auf dieser Welt. Auch diese Strecke nahm einmal ein Ende.

Suko blieb stehen und deutete auf die Mauern. »Gewaltig, nicht wahr, John?«

Ich mußte zweimal tief Luft holen, bevor ich eine Antwort geben konnte. »Kann man wohl sagen. Und irgendwo hinter diesen Mauern liegt das Schwert versteckt. Kannst du dir vorstellen, wie viele Räume es in diesem Kloster gibt?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Trotzdem müssen wir sie wahrscheinlich durchsuchen.«

Ich hob die Schultern. »Falls sie nicht verschlossen sind.«

Suko schlug mir auf die Schulter. »Wir werden das schon packen.«

Natürlich würden wir es, aber ich hätte auch auf den Gang verzichten können. Zudem war ja nicht sicher, ob wir das Richtschwert der Templer tatsächlich fanden.

Das Kloster erinnerte mich an ein Gefängnis. Wer einmal hinter diesen dicken Mauern verschwunden war, der kam so schnell nicht wieder hervor. Fenster sah ich nicht. Nur schießschartenähnliche Öffnungen.

Ein Hof, eine Mauer, ein Tor, alles sehr düster. Überragt von einem

viereckigen Turm mit flachem Dach.

Das Kloster stand wie eine Trutzburg auf der Erhebung. Der Blick von dieser Stelle aus war phänomenal. Er fiel zur einen Seite zum Meer hin, gegenüber schweifte er weit über das Land, bis hin nach Larnaka und den alten mykenischen Ruinen.

Wir erreichten den Eingang. Ein großes Tor, das nicht verschlossen war. Wenig später standen wir auf dem Klosterhof und sahen uns um. Die zahlreichen Gebäude wirkten wie Klötze.

Sie bildeten glatte Fronten ohne irgendwelche Schnörkel. Der alte Brunnen sah aus, als hätte er das letzte Wasser vor 100 Jahren abgegeben.

Wenn wir etwas hörten, war es nur das Raunen des Windes. Die Seeluft brachte einen Geruch von Freiheit und Abenteuer mit. Auf den langen Wellen der Meeresdünung glitzerten Schaumkronen.

Gemeinsam suchten wir den Eingang. Es gab ihn auch. Ein relativ kleines Tor aus starkem Holz. Das Bildnis einer Heiligen war in das Material eingeschnitzt worden. Wahrscheinlich das der heiligen Helena.

Die Düsternis der Mauern und die beklemmende Kühle einer großen Anlage ließen uns auch später nicht los, als wir das Kloster einer ersten Inspektion unterzogen.

Wir fanden sehr große Räume vor, Bethallen mit kolossalen Gemälden an den Wänden und unter der Decke. Man hatte hier den Heiligen gedient, denn all diese Bilder zeigten große Kirchenfürsten aus vergangener Zeit.

Dafür sahen wir so gut wie keine Möbelstücke. Hin und wieder eine Betbank, einen geschnitzten Stuhl oder einenkleinen Altar. Die manchmal auf den Platten stehenden Kerzen wirkten vertrocknet.

Durch die Fenster fiel Tageslicht. Staubschleier tanzten darin.

In der dritten Halle blieben wir stehen. Ich wollte nicht mehr weiter und sah Sukos fragenden Blick.

»Da können wir sieben Tage suchen, ohne etwas zu finden. Bei dieser Größe.«

»Hast du einen anderen Plan?«

»Möglich.«

»Laß hören.«

Ich hatte mir etwas gedacht und wollte Sukos Meinung wissen.

»Wenn wir davon ausgehen, daß die Kreuzritter diese Insel angefahren haben und das Richtschwert hier tatsächlich versteckt worden ist, sollten wir davon ausgehen, daß es an einem ganz bestimmten Platz liegt.«

»Welcher käme da in Frage?«

»Die Kreuzritter waren in der Regel gläubige Menschen. Sie haben auf ihren Zügen Messen abgehalten, sind in Kirchen gegangen, haben

gebetet und gesungen. Ich kann mir vorstellen, daß jemand, wenn er hier war, das Schwert in der Kirche versteckt hat.«

Suko verengte die Augen. Er traute mir nicht so recht. »Nein«, sagte er, »da stimme ich dir nicht zu.«

»Weshalb nicht?«

»Weil das Schwert, wenn dem tatsächlich so wäre, schon längst nicht mehr da liegen würde.«

»Meinst du?«

»Ja.«

Ich schüttelte den Kopf. »Die Kreuzritter werden bestimmt nicht so naiv gewesen sein, die Waffe offen hinzulegen. Suko, wir beide kennen alte Kirchen und Klöster. Wir brauchen uns nichts vorzumachen. Ich wette, daß es unter der normalen Kirche noch Krypten und Grüfte gibt. Davon sollten wir ausgehen.«

»Du willst also in die Kirche?«

»Ja.«

Der Chinese nickte. »Okay, ich halte dich nicht zurück. Vielleicht ist es eine Chance.«

»Zumindest haben wir ein Ziel und irren nicht wie zwei Suchende durch die Räume.«

Wir hatten uns die Lage der Kirche gemerkt, sprachen noch einmal die Richtung ab und setzten uns wieder in Bewegung. Natürlich verliefen wir uns. Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis wir schließlich den Weg gefunden hatten. Es gab tatsächlich einen Durchgang vom Kloster aus in die Kirche. Dazu mußten wir eine alte Tür aufziehen, die erbärmlich quietschte. Das Geräusch verlor sich in der relativen Weite des Kirchenschiffes. Wir blieben zunächst einmal stehen, als wir die Pracht sahen, mit der die Klosterkirche ausstaffiert worden war.

Gemälde, Figuren, viel Blattgold, das im durch die Kirchenfenster fallenden Licht geheimnisvoll schimmerte.

Wir schritten durch den Gang zwischen den Bankreihen entlang in die Stille hinein. Unsere eigenen Schritte empfanden wir als Störung, leider konnten wir nicht fliegen.

Es gab kleine, in die Wände gehauene Gebetsnischen. Eine schlichte Bank und ein kleiner Altar luden den Betenden ein, hier länger zu verweilen. Uns interessierte etwas anderes. Jedes Kloster hat einen eigenen kleinen Friedhof. Da wir außerhalb der Mauern keinen entdeckt hatten, war es möglich, daß die Toten in der Tiefe begraben worden waren.

Wir passierten den Altar an seiner linken Seite und umrundeten ihn nicht, denn wir sahen die alte Steintreppe. Noch in Höhe des Altars führte sie in die Tiefe.

Suko hatte sich gebückt. Die Treppe interessierte ihn nicht, er untersuchte den Boden.

»Was hast du?« fragte ich ihn.
»Das sind Spuren von Menschen«, sagte er.
Ich war schnell bei ihm und erkannte, daß sich mein Freund nicht geirrt hatte. »Wer kann da hergegangen sein?« murmelte ich und sprach dabei mehr zu mir selbst.
»Weiß ich doch nicht.«
»Ich habe dich auch nicht gemeint, Dicker.« Mein Finger wies über die Stufen nach unten. »Da sind sie schwach zu erkennen. Das müssen mindestens zwei Personen gewesen sein, die nach unten gingen.«
»Mönche?«
Ich schüttelte den Kopf. »Das Kloster sieht mir ziemlich unbewohnt aus, wie ich meine.«
»Dann kämen eigentlich nur der oder die Mörder Gordon Stanhopes in Frage.«
»Daran denke ich auch, Suko.«
Es hatte keinen Sinn, lange herumzurätseln. Wenn wir genau Bescheid wissen wollten, mußten wir selbst in die Tiefe unter der Kirche gehen. Eine Tür versperrte uns den Weg. In griechischer Sprache war dort etwas hineingeschnitzt worden. Den Text verstanden weder Suko noch ich.
Aber die Tür war offen. Das merkten wir sehr schnell, als wir die schwere Eisenklinke nach unten drückten. Als die Tür aufschwang und ich über die Schwelle trat, hatte ich das Gefühl, in eine finstere Gruft zu sehen.
Ich spürte den Odem der Zeit, der mir von unten her entgegenwehte. Ein kalter Hauch, wie aus dem Totenreich stammend. Er ließ mich frösteln. Suko hielt seine Lampe in der rechten Hand. Als er sie einschaltete, riß der weißblaue Halogenstrahl die Finsternis auf und zeigte uns ein düsteres Mauerwerk.
An vielen Stellen glitzerte Feuchtigkeit. Kerben und Risse waren Schlupfräume für allerlei Käfer und Kriechtiere. Feuchte Spinnennetze klebten ebenfalls an den Steinen und schimmerten grünlich.
Das alles nahmen wir gewissermaßen am Rande wahr. Wichtiger waren die beiden Gänge. Einer befand sich rechts von uns, der andere links, und wir konnten uns einen aussuchen. Das war natürlich nicht gut.
Suko dachte ebenso wie ich. »Stellt sich die Frage, ob wir gemeinsam gehen oder uns trennen.«
»Eine Trennung wäre riskant. Wir wissen nicht, was uns erwartet.«
»Aber wir könnten zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«
»Das stimmt.«
»Also Trennung?« fragte Suko.
Ich nickte, obwohl mir die Sache nicht recht gefallen wollte.
»Welche Seite nimmst du?« fragte Suko.

Da ich links von ihm stand, entschied ich mich für diese.

Mein Partner war einverstanden. Er schlug mir noch einmal auf die Schulter. »Machen wir eine Uhrzeit aus?«

»Ja. Sagen wir in einer Stunde.«

»Besser dreißig Minuten später.«

»Auch das.«

»Und wenn einer von uns nicht zurückkommt, muß der andere ihn suchen.«

»Einverstanden.«

Wir verabschiedeten uns. Beide fühlten wir uns nicht wohl, aber manchmal gibt es Dinge, da muß man die persönlichen Gefühle einfach im Interesse der Sache zurückstellen…

***

»Wenn einer von uns nicht zurückkommt, muß der andere ihn suchen.«

An diese Worte meines Freundes Suko dachte ich, als ich auf dem Gitter lag und meinen Blick starr auf das verdammte Uhrwerk gerichtet hielt.

Eine halbe Stunde war vorbei. Die Hälfte der mir zugestandenen Zeit. Jetzt hatte ich nur noch 29 Minuten zu leben. 29 Minuten Todesangst und gleichzeitig auch Hoffnung, daß ich trotzdem noch aus dieser verdammten Misere herauskam.

Die Chancen dafür standen leider mehr als schlecht.

Unter mir stand der Rothaarige noch immer auf der Treppe. Er hatte den Kopf wieder gesenkt und ließ den Rest der alten Steintreppe schnell hinter sich.

Vielleicht war es sogar gut so, daß dieser Mann erschien. Seine Gegenwart lenkte mich von meinen eigenen Problemen ab, wenn ich ihn bei seinen Handlungen beobachtete.

Vor der letzten Stufe blieb er geduckt stehen. Der Mann erweckte den Eindruck eines witternden Raubtiers. Das blasse Licht umgab seinen Kopf wie ein Schleier. Zudem fiel es auf das Gesicht, das einen lauernden Ausdruck zeigte.

Noch traute er sich nicht näher an den Sarg heran. Möglicherweise aus Furcht. Aber dieser Mann war in meinen Augen ein eiskalter Mörder. Ich wunderte mich darüber, daß er so etwas wie Skrupel zeigte. Wahrscheinlich war ihm die Sache nicht geheuer.

Und Akim Samaran hielt sich zurück. Er hatte die Vorarbeiten geleistet, die Annonce gelesen und sofort die richtigen Schlüsse gezogen. Hätte Gordon Stanhope sie nicht aufgegeben, wäre er noch am Leben. Oft ist die Gier eines Menschen, irgend etwas zu besitzen, stärker als die Vorsicht.

Ich überlegte, ob ich ihn ansprechen sollte, ließ es aber bleiben. Es

hatte keinen Sinn. Jorge war mit einer Aufgabe betraut worden, die er eiskalt durchführte.

Wie er ging, das erinnerte mich an das vorsichtige Laufen einer Katze, wenn sie sich einer Beute nähert. So gut wie kein Geräusch klang zu mir hoch.

Ich dachte an den Schatten, den ich gesehen hatte, als ich noch nicht überwältigt worden war. Er hatte sich aus einem toten Winkel gelöst und würde möglicherweise wieder erscheinen, wenn der Rotschopf versuchte, den Sarg zu öffnen.

Jetzt hatte er ihn erreicht.

Seitlich blieb er stehen, starrte auf das staubige Oberteil und legte anschließend seine Hände darauf. Aus seinem Mund drang ein Flüstern, vermischt mit einem Lachen, das selbst ich vernahm.

Wahrscheinlich wollte er sich für seine nächste Aktion selbst Mut zusprechen. Leicht ging er in die Knie und untersuchte den alten Sarg dort, wo die beiden Hälften zusammenstießen.

Ich warf zwischendurch wieder einen Blick auf die Uhr.

Weitere fünf Minuten waren vergangen.

Die Todesangst entwickelte sich bei mir allmählich zu einer Beklemmung. Ich hatte Schwierigkeiten durchzuatmen und versuchte es wieder. Einige Male hintereinander bäumte ich meinen Körper hoch, die verdammten Stricke mußten sich einfach lockern. Sie waren um die Eisenstangen gebunden. Um glatte Stangen wohlgemerkt. Vielleicht verschoben sich die Knoten durch meine Aktivitäten.

Noch spürte ich sie, wie sie sich um meine Gelenke spannten. An den Fußknöcheln hatte ich keinen Spielraum, dort war ich einfach nicht so beweglich.

An den Handgelenken sah es anders aus. Ich spürte plötzlich, daß sich die Stricke tatsächlich verschoben hatten, ohne mir allerdings die Chance zu geben, die Hände aus den Schlingen hervorziehen zu können.

Ein Geräusch lenkte mich ab. Es war ein hartes, kurzes Schaben nur, das aus der Tiefe zu mir hochdrang. Ich blickte wieder hinunter und erkannte, daß es Jorge fast geschafft hatte, den Deckel des alten Sargs zu lösen.

Er fluchte noch, weil das Oberteil festsaß, aber er gab nicht auf, packte mit beiden Händen zu und schaffte es schließlich, den Deckel in die Höhe zu wuchten.

Dabei drehte er sich nach rechts, ohne einen Blick in den Sarg zu werfen. Zuvor drückte er den Deckel hochkant und lehnte ihn gegen die Wand. Erst dann wandte er sich seinem eigentlichen Ziel zu.

Ich hatte inzwischen einen Blick in den Sarg werfen können.

Dieser Moment der Spannung, des Erkennens, ob ich vielleicht richtig mit meinen Vermutungen gelegen hatte, ließ mich meine eigene Angst

vergessen. Vielleicht war es das letzte in meinem Leben, möglicherweise der Beweis.

Ja, er war es!

Im Sarg lag eine in grüne Binden gewickelte Leiche, die Ähnlichkeit mit einer Mumie aufwies. Und auf ihrem Körper lag, und zwar so hoch, daß das Griffende fast das Kinn der Mumie berührte, lang und flach ein goldenes Schwert mit ebenfalls goldenem Griff und einer langen blutbeschmierten Klinge. Das Richtschwert der Templer!

***

Es gab diese Waffe also doch! Nichts war erlogen, nichts war erfunden. Sie lag unter mir, vielleicht nur drei Yards entfernt, aber nach wie vor unerreichbar für mich.

Aber nicht für Jorge!

Er war wohl von diesem Anblick selbst geschockt worden, da er aussah wie jemand, den man ins kalte Wasser geworfen hatte. So jedenfalls deutete ich sein Zögern.

Ein anderer hätte sich vielleicht auf das Schwert gestürzt. Jorge blieb noch stehen. Vielleicht hatte ihm das Blut auf der Klinge diesen Schock versetzt, jedenfalls wischte er fahrig über seine Stirn und schielte zu mir hoch.

Unsere Blicke trafen sich. Er mußte mein verzerrtes Gesicht gesehen haben, denn er grinste scharf.

»Nimm es schon!« keuchte ich. »Du hast gewonnen!«

Er lachte krächzend. »Ja, und du fährst gleich zur Hölle, verfluchter Bulle!« Es war von ihm nur so dahingesagt, ohne innere Überzeugung. Seine Aufgabe setzte ihn viel zu sehr unter Druck.

Ich dachte darüber nach, wer der Tote im Sarg war. Vielleicht wußte Jorge Bescheid. Unter Umständen hatte ihn Samaran eingeweiht.

»Wer ist das im Sarg?« fragte ich ihn. Meine Stimme hallte dumpf durch die unheimliche Gruft.

Jorge hob den Kopf an. »Du weißt es nicht?«

»Nein.«

»Lome Stanhope, der Bruder von Gordon. Er hatte sich mit den Mönchen gut verstanden und ihnen das Versprechen abgenommen, ihn nach seinem Tod als Mumie zu begraben. Er wollte einbalsamiert werden. Wahrscheinlich ist er unter den Binden noch erhalten. Reicht dir das, Bulle?«

»Sicher.«

»Okay, dann kannst du ja zusehen, wie ich die Waffe an mich nehme. Genieße die letzten Minuten deines Lebens.«

Diese Bemerkung brachte mich dazu, wieder einen Blick auf das Zifferblatt des Höllenweckers zu werfen.

Noch 19 Minuten bis zu meinem Ende!

Es war nicht der richtige Zeitpunkt, sich mit Vorwürfen zu beschäftigen. Jorge nämlich bewegte sich und streckte die Arme aus. Er benötigte beide Hände, um die schwere Waffe hochhieven zu können.

Kaum hatte er den Griff berührt, als eine gewaltige Stimme durch die Gruft donnerte.

»Neiiinnnn!«

Ich schaute auf die Uhr.

Noch 18 Minuten bis zu meinem Tod!

***

Das Geschehen nahm plötzlich eine dramatische Wendung. Jorge hatte die Stimme natürlich auch gehört. Er war einen blitzschnellen Schritt zurückgewichen, ohne das Richtschwert von der Leiche zu nehmen. Den Kopf hatte er nach rechts gedreht, und er blickte dabei genau in die Richtung, in der ich den Schatten gesehen hatte.

Jetzt war er wieder da.

Und er bewegte sich abermals. Sehr vorsichtig drang er in die Gruft hinein, nahm menschliche Umrisse an und wurde selbst zu einem Menschen, der mir einen Schrecken einjagte.

Er war alt, eigentlich schon tot und trug die Kutte eines Mönchs.

Staubbedeckt war das Kleidungsstück, gleichzeitig übersät mit Spinnweben, die im fahlen Licht der Gruft silbrig glänzten.

Sein Gesicht konnte ich aus meiner Sichtperspektive nicht erkennen. Zudem hatte er den Kopf gesenkt, es lag gewissermaßen im Schatten. Ich konnte mir jedoch vorstellen, daß es sich dabei um eine alte, halbverweste Leichenfratze handelte, sonst hätte Jorge vor der Gestalt nicht eine so große Furcht gezeigt.

Der Bewacher hatte die Kapuze der Kutte über den Kopf gestreift. Daß er sich Jorge als Ziel ausgesucht hatte, lag auf der Hand.

Wer dieser alte Mönch war, wußte ich nicht. Ich rechnete damit, daß man ihn als Wächter des Richtschwerts ausgesucht hatte.

Und er griff danach.

Aus dem Ärmel erschien schlangengleich eine Klauenhand mit langen Fingern, die den Griff umspannen wollten. Dazu jedoch kam es nicht. Jorge hatte seinen ersten Schreck überwunden und griff den Mönch an. Er verließ sich dabei auf seine heimtückische Waffe, mit der er auch mich hatte umbringen wollen.

Beinahe grenzte es schon an Zauberei, so schnell holte er die Seidenschlinge hervor. Er mußte mehrere davon besitzen, hielt sie straff gespannt zwischen beiden Händen und sprang so auf den alten Mönch zu.

Wie ein Schatten huschte die Schlinge am Gesicht des Sargwächters vorbei und schnitt im nächsten Moment in seinen Hals. Einen

Lidschlag später riß Jorge den Mönch schon zurück und zu sich heran, während er die beiden Enden der Schlinge im Nacken über Kreuz zusammenführte.

»Dich bringe ich um!« keuchte er. »Du verdammter…« Die letzten Worte gingen in einem unverständlichen Gemurmel unter.

Mir war klar, daß es sich in den folgenden Sekunden entscheiden würde, ob Jorge es mit einem Untoten oder mit einem Menschen zu tun hatte.

Beides war möglich.

Es war ein Zombie!

Er drehte sich herum, obwohl die Seidenschlinge in seinen Hals schnitt, und er stieß seine Totenklauen wie Lanzenspitzen in das Gesicht des Rothaarigen.

Der schrie auf. Zumindest mußte eines seiner beiden Augen getroffen worden sein. Plötzlich war er so gut wieblind, löste eine Hand von der Schlinge, um sich durch einen Rammstoß den Wächter vom Hals zu halten. Das schaffte er nur halb. Der Zombie fiel zurück, er riß den anderen dabei mit, und die Kapuze rutschte von seinem Schädel.

Ich sah einen kahlen Kopf und für einen Moment auch das vertrocknet wirkende Gesicht. Dem Zombie gelang es, mit einer Hand in den offenen Sarg zu fassen und das Schwert an sich zu reißen.

Jorge war durch die Gestalt des Mönchs die Sicht genommen worden. Er blickte erst auf, als der andere die Klinge bereits im Halbkreis gegen ihn schwang.

Jorge wollte weg, aber der Mönch hielt ihn fest.

Plötzlich spritzte Blut. Das Schwert hatte den Killer an der Schulter erwischt. Mochte die Waffe auch noch so alt sein, von ihrer Schärfe hatte sie nichts verloren.

Der Rothaarige riß seinen Mund auf. Zunächst dachte ich, daß er nicht schreien würde, dann wurden die Schmerzen übermächtig, und sein Schrei hallte mir furchtbar und markerschütternd entgegen.

Der Mönch war nur auf seine Aufgabe konzentriert. Deshalb schwang er die Waffe noch einmal herum.

Da der andere ihn losgelassen hatte, hielt er sie mit beiden Klauen fest und schwang sie wesentlich kraftvoller als beim ersten Hieb.

Diesmal ließ er Jorge keine Chance.

Ich wurde Zeuge einer schrecklichen Tat. Die Leiche des Killers sank vor dem Sarg zusammen.

Der Mönch hatte seine Aufgabe erfüllt. Er stand da, starrte auf den Toten, dann auf die Klinge und drehte sich mit einer schwerfällig wirkenden Bewegung herum.

Für mich zeigte er kein Interesse. Außerdem wußte ich nicht, ob er mich überhaupt gesehen hatte. Ihn interessierte der Sarg. Mit einer behutsam wirkenden Geste hob er die schwere Klinge an und legte sie

wieder auf die Leiche.

Vom Starren in die Tiefe brannten meine Augen. Leider war es nicht hell genug, um den Griff genauer erkennen zu können. Ob sich auf dem Griff der Waffe die gleichen Zeichen wie auf meinem Kreuz befanden, wußte ich deshalb nicht.

Zudem hatte ich andere Sorgen.

Meine Lebensuhr lief ab.

14 Minuten noch.

Ich erschrak zutiefst, als mir das Zifferblatt des Sprengstoff-Weckers diese Zeit anzeigte. Und bis jetzt war es mir nicht gelungen, die Fesseln zu lockern.

Ich hatte zwar etwas mehr Spielraum – an den Händen saßen die Stricke nicht mehr so fest –, ansonsten mußte ich weiterhin Zuschauer des Geschehens bleiben und konnte nur auf meinen Tod warten.

Die Angst blieb. Sie überdeckte alles. Selbst meine Neugierde. Ich starrte häufiger auf den Wecker als in die Tiefe und versuchte weiterhin verzweifelt, die Stricke loszuwerden.

Reichte die Zeit?

Längst hatte ich mir die Handgelenke aufgescheuert. Aus den Wunden rannen kleine Blutfäden.

Nein, ich hatte keine Chance. Diesmal würde Akim Samarans teuflischer Plan aufgehen.

Und die Zeit verging. Der verdammte Sekundenzeiger lief weiter. Jeder kleine Abschnitt, den er zurücklegte, war für mich so, als würde ich ein Stück Leben verlieren.

Bis zum bitteren Ende…

Noch 13 Minuten!

Ich stöhnte auf. Es waren die innerliche Spannung und Angst, die mich so reagieren ließen. Hinzu kam das böse klingende Ticken, eine perfekte Untermalung für das Ablaufen meiner Lebensuhr.

Am liebsten hätte ich meine Angst hinausgebrüllt. Andere Menschen taten so etwas, vielleicht hatte ich schon zu tief in ausweglosen Situationen gesteckt, um mich noch artikulieren zu können.

Jedenfalls riß ich mich so zusammen, daß es schon unnatürlich war.

Ich blickte wieder in die Tiefe. Es war vielleicht besser, wenn ich mich ablenken ließ.

Der Wächter hatte das Schwert wieder an seinen dafür bestimmten Ort gelegt. Weshalb es seinen Platz auf der Brust der Mumie gefunden hatte, darüber konnte ich nur spekulieren. Möglicherweise war es als Belohnung für denjenigen gedacht worden, der sich bei seiner Suche nach dieser Waffe eine so große Mühe gegeben hatte.

Der Wächter zog sich wieder zurück. Ich sah, wie er sich drehte.

Die Kapuze hatte er über den Kopf gestreift, er ging den ersten Schritt, dann aber blieb er stehen.

So plötzlich und unerwartet für mich, daß ich selbst nicht daran glauben konnte und gleichzeitig überrascht war und an mein eigenes Schicksal nicht mehr dachte.

Ich beobachtete ihn weiter. Er hatte den Kopf gedreht wie ein Tier, das Witterung aufnahm. Dieser Wächter aber blickte direkt auf die Seite der Treppe, als würde wiederum von dort jemand erscheinen.

Ich mußte den Kopf drehen, um dorthin schauen zu können, erkannte dann einen Schatten, mehr eine huschende Bewegung, und einen Moment später gerieten zwei Beine in mein Blickfeld.

Mehr noch.

Ein Körper, ein Gesicht, ein Mann.

Es war Suko!

***

In diesen Augenblicken setzte bei mir trommelnder Herzschlag ein.

War es die Freude darüber, daß ich meinen Freund wiedersah?

Doch würde er es schaffen können, mich aus dieser verdammten Lage zu befreien? Kaum.

Dennoch rief ich ihn an, denn er hatte mich bisher noch nicht entdeckt. Sein Blick war auf den offenen Sarg, den toten Killer und auf den Wächter fixiert.

»S… uko …« Es drang über meine Lippen wie ein von Buchstaben begleitetes Stöhnen. Nur sehr leise, aber mein Freund hatte scharfe Ohren, hatte es gehört, ging noch eine Stufe tiefer.

Ob er die zweite auch noch nehmen wollte, sah ich nicht mehr. Er blieb stehen, starrte zu mir hoch. Ich sah, daß sich sein Gesicht veränderte und Überraschung sowie Schrecken die Züge zeichneten.

»John…!« Es war ein Schrei und eine Frage zugleich. Seine Augen wirkten starr, er wollte etwas hinzufügen, hörte aber meine Antwort und schwieg deshalb.

»Ich hänge hier fest, Suko. Vor mir steht ein mit Sprengstoff gefüllter Wecker.« Rasch blickte ich auf das Zifferblatt. »Noch elf Minuten, dann geht das Zeug in die Luft…«

Der Inspektor zuckte zusammen. Nur kam er nicht dazu, etwas zu unternehmen, denn die Mumie sah sich wieder als Wächter des Schwerts an, drehte sich und griff nach der Waffe.

Abermals hielt sie das Schwert mit beiden Händen fest am Griff gepackt, und sie schritt dahin wie ein ferngesteuerter Roboter, um den nächsten Menschen zu töten.

Ich hatte Suko die Zeit angegeben, so daß er Bescheid wußte.

Lange durfte er nicht zögern, wenn er Sieger bleiben wollte. Er lief noch drei Stufen vor und nahm die restlichen mit einem Sprung.

Vor der Treppe blieb er stehen.

Und der Wächter kam.

Er ging sehr schwankend, der Schwertgriff klemmte zwischen seinen Handflächen, und er schwang die gewaltige Klinge von einer Seite auf die andere.

Suko blieb ruhig. Mit einer gelassenen Bewegung zog er seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta hervor. Es war gut, was er da tat. Er sollte sich nur nicht auf eine lange Auseinandersetzung einlassen.

Sehr bedächtig hob er den Arm und ließ sich auch nicht durch die schwingenden Bewegungen der golden schimmernden Klinge irritieren. Er zielte genau, wartete, bis die lebende Leiche noch einen Schritt vorgegangen war, und drückte ab.

Suko wußte, wie man Zombies tötete. Er ging kein Risiko ein und hatte genau ins Ziel getroffen. Das Schwert sankplötzlich dem Boden entgegen, als wäre es seinem Halter zu schwer geworden.

Mit der Klingenspitze kratzte es über das Gestein. Der Zombie selbst drehte sich und fiel dabei zurück. Die Kapuze rutschte von seinem Schädel. Jetzt konnte ich erkennen, wo die geweihte Kugel ihn getroffen hatte.

Es sah noch so aus, als wollte sich der Untote auf seinem Schwert abstützen, das aber schaffte er nicht mehr. Er fiel nach rechts und prallte schwer zu Boden.

Bewegungslos blieb er liegen.

Ich hörte meinen Freund atmen. Er stieß erleichtert die Luft aus und setzte sich in Bewegung.

Ich aber schaute auf das Zifferblatt.

Natürlich war der Zeiger weitergewandert.

Noch sechs Minuten!

Eine Zeitspanne, die nicht mehr reichen konnte, um mich aus dieser verdammten Lage zu befreien. Ich hatte es fast eine Stunde versucht, die Fesseln zu lockern. Es war mir nicht gelungen, und auch in den letzten Minuten würde ich es nicht schaffen, das gelang nur im Film.

Fünf Minuten!

Weshalb mußte mir das gerade passieren? Da unten stand mein Freund, eigentlich sehr nahe, aber für mich in diesen Augenblicken weiter entfernt als der Mond von der Erde.

Suko hatte das Schwert an sich genommen. Ich bewunderte in diesen Augenblicken seine Ruhe.

Bei mir war das Gegenteil der Fall. Die immer stärker werdende Angst beschleunigte meinen Herzschlag. Der Kreislauf lief auf Hochtouren, das Blut rann schneller durch meine Adern.

Suko ging zwei Schritte zurück und peilte in die Höhe. Ich konnte mir vorstellen, wie er nach einem Ausweg suchte. Auch wenn er sprang, würde er das Gitter niemals erreichen.

Das sagte er mir auch. »Es ist zu hoch, John!«

»Ich weiß!«
»Dann versuche ich es anders!«
»Wie denn?« schrie ich. Meine Stimme kippte fast über.
Schauer liefen über meinen Rücken. Ich konnte nicht mehr an mich halten, zerrte an den Stricken.
»Ich werfe das Schwert!«
Zum Glück behielt Suko die Ruhe und die Übersicht. »Und dann?« fragte ich, da ich nicht begriff.
Suko leuchtete den Wecker an. »Er steht auf einem Gitter, sogar ziemlich schräg. Ich werfe die Klinge hoch und versuche, ihn zu treffen. Vielleicht fällt er durch. Groß genug sind die Rechtecke schließlich. John, das ist unsere einzige Chance!« Jetzt klang auch seine Stimme nicht mehr so ruhig.
Was hatte ich denn zu verlieren? Nichts mehr – bis auf mein Leben. Um das aber zu retten, mußte ich nach jedem Strohhalm greifen, der sich mir bot.
Wieder starrte ich die Uhr an. Drei Minuten noch bis zur Explosion.
Suko hatte schon ausgeholt, war fast bis zur Treppe zurückgewichen, um einen besseren Wurfwinkel zu haben. Es war nicht einfach, die Klinge am Griff zu halten und sie dann in die Höhe zu schleudern. Das würde ungemein schwierig werden.
Er visierte noch einmal, zuckte zusammen, schleuderte den Arm vor, und seine Spannung entlud sich bei ihm in einem Schrei.
Von unten her raste das Schwert, mit der Spitze zuerst, auf das Gitter zu. Wenn Suko nicht genau gezielt hatte, war es sogar möglich, daß ich und nicht der Wecker getroffen wurde.
Dann zuckte ich zusammen, als das Schwert gegen das Gitter klirrte. Nicht einmal weit von dem verdammten Wecker entfernt.
Er schwankte auch, zitterte nach, aber er fiel nicht.
Das Schwert fiel wieder nach unten. Mit dem Griff zuerst prallte es auf den Boden, und wieder war Zeit vergangen.
Eine Minute und 50 Sekunden noch zeigte die Uhr, als Suko die Waffe zum zweitenmal an sich nahm.
Ich starrte zu ihm hin. Tränen erstickten fast meinen Blick.
Gesicht meines Freundes sah ich nur noch verschwommen. Der seelische Druck wurde zu einer Qual, die sich auch körperlich bemerkbar machte. Ich verspürte plötzlich überall Schmerzen.
Suko warf die Klinge zum zweitenmal. Diesmal starrte ich nicht auf die Uhr, sondern verfolgte den Weg des Schwertes, sah es gefährlich nahe bei mir unter dem Gitter erscheinen, dann prallte es gegen die Gitterstäbe. Aber nicht gegen die, an denen der Wecker hing, sondern zwei weiter. Trotzdem wackelte die Uhr. Suko hatte mit aller Kraft die Waffe geschleudert – und der Wecker glitt ab.
Ich wollte es kaum glauben, schrie auf, spürte die heiße Lohe durch

meine Brust zucken, beobachtete mit fieberndem Blick den Wecker, der weiterrutschte und fiel.

»Suko! Deckung!« brüllte ich, so laut ich konnte. Ich wußte nicht, ob die Ladung detonierte, wenn der Wecker den Boden erreichte.

Hier war alles möglich.

Suko jagte, als er den Wecker fallen sah, die Stufen hoch.

Er kam nicht bis zum Ende der Treppe. Er hechtete sich vor. Das war sein Glück, denn einen Augenblick später detonierte die Ladung…

***

Mir war nichts anderes übriggeblieben, als die Augen zu schließen, denn abducken oder mich irgendwie schützen konnte ich mich mit meinen gefesselten Händen nicht.

So erlebte ich dieses Inferno ungeschützt mit.

Der Krach zerriß mir fast das Trommelfell. Noch in sein Echo hinein wurde ich von der Druckwelle getroffen, die sich nach drei Seiten ausbreitete. Ich hatte das Gefühl, zerrissen zu werden, als die Welle an meinem Körper zerrte und ihn in den noch straff sitzenden Fesseln aufbäumte.

Daß ich gegen den Krach und die Druckwelle anschrie, bekam ich kaum mit. Ich hörte ein Poltern, ein Knirschen, und kurz danach ebbte dieses Geräusch allmählich ab.

Es wurde still.

Tödlich still?

Bevor ich mich dazu überwand und die Augen öffnete, mußte ich husten, denn ich hatte Staub eingeatmet. Ich keuchte mit offenem Mund und spie das Zeug aus.

Dann öffnete ich die Augen.

Blind! Du bist blind!

Es war ein Schock, der mich durchzuckte, denn im ersten Augenblick konnte ich tatsächlich nichts sehen. Ich lag gefesselt auf dem Gitter, starrte in die Tiefe, bis ich links unter mir den schwachen Schein erkannte, durch den lange Staubfahnen als dichte Schleier trieben. Da mußte etwas zusammengekracht sein. Vielleicht eine Wand oder auch die Treppe.

Dabei dachte ich an Suko. Mein Gott, er war auf die Treppe gelaufen. Wenn die unter ihm eingestürzt war, hatte das schwere Gestein ihn womöglich unter sich begraben.

Ich rief seinen Namen.

Zuerst nur flüsternd, weil ich nicht anders konnte. Nach einem kräftigen Räuspern endlich lauter, so daß er mich einfach verstehen mußte.

Und er meldete sich.

Seine Stimme klang kaum lauter als meine, und die Worte wurden

auch von einem kräftigen Husten unterbrochen. »Okay, Alter, ich lebe noch, wenn auch mehr schlecht als recht.«

»Wieso?«

»Ich mußte mir noch einiges von den Beinen laden. Da hat mich etwas erwischt, aber nichts, das dir Sorgen bereiten könnte.« Ich hörte es poltern und knirschen. Wenig später strahlte plötzlich das Licht der Halogenlampe auf. Aber selbst sie konnte den dichten Staubvorhang kaum durchdringen.

Wo Suko lag, ahnte ich mehr, als daß ich es sah. Dafür hörte ich ihn nochmals kräftig husten.

Dann erklärte er mir, daß er den Keller verlassen wollte, um zu mir zu gelangen.

»Hält denn die Treppe noch?«

»Einigermaßen. Bis gleich dann. Und laß dir die Zeit nicht zu lang werden, Alter.«

Ich lachte erleichtert auf. Aus dieser Lage noch einmal herauszukommen, damit hätte ich nicht gerechnet. Mich hatte das Richtschwert der Templer gerettet. Die Waffe, die früher einmal Hector de Valois gehört hatte.

Meine Gedanken irrten von ihm zu Akim Samaran ab. Es kam jetzt darauf an, ob Suko schneller war als er. Samaran hatte sicherlich die Detonation vernommen. Nun mußte er einfach mißtrauisch geworden sein, weil Jorge, sein Killer, vor dem Knall nicht zurückgekehrt war. So etwas mußte ihn zum Handeln zwingen.

Wer hatte den weiteren Weg? Suko oder Samaran? Noch immer war ich nicht endgültig gerettet. Ich hing in diesen verdammten Fesseln fest und versuchte auch weiterhin, mich zu befreien. Jetzt, wo die Angst nicht mehr so stark war, gab ich mir doppelt Mühe.

Ich stand einfach nicht mehr unter diesem Zeitdruck.

In den Fesseln bäumte ich mich auf, kämpfte, zerrte und riß an den Stricken.

Der Schmerz in meinen Gelenken steigerte sich, doch einen endgültigen Erfolg erzielte ich leider nicht. So hing ich auch weiterhin fest, und das Gitter konnte ich aus seiner Verankerung nicht herausreißen.

Der Atem floß hektisch über meine Lippen. Ich stöhnte, bog meine Armgelenke so, daß die Fesseln auf die Handrücken rutschen konnten, und trotzdem kam ich nicht weg.

Die Stricke hielten.

Erschöpft sank ich zusammen. Nur meinen eigenen Atem hörte ich. Wie lange ich so gelegen hatte, wußte ich nicht. Die Hustenanfälle hielten an, aber die Pausen zwischen ihnen wurden länger.

Allmählich kehrte meine Kraft zurück. Das Zittern hörte auf, ich konnte mich wieder mehr auf meine Umgebung konzentrieren als auf

mich selbst.
Der aufgewirbelte Staub hatte sich noch immer nicht gesenkt.
Aber er war dünner geworden. Das sah ich im schwachen Licht unter mir. Es hatte die Explosion gut überstanden.
Das Gefühl der Erleichterung nahm ich erst jetzt richtig wahr.
Wie eine Welle überschwemmte es mich. Es war mir plötzlich egal, daß ich gefesselt war. Ich hatte es überstanden, ich lebte, und das stellte alles andere in den Schatten.
Es war ruhig geworden, bis auf ein hin und wieder aufklingendes Nachrollen irgendwelcher kleinen Steine oder ein Knacken unter mir in der großen Gruft.
Plötzlich vibrierte das Gitter.
Da ich mich nicht bewegte, mußten diese Vibrationen von einem anderen ausgelöst worden sein.
Es kam jemand, denn ich hörte plötzlich Schritte.
War es Suko oder Samaran?
Noch einmal schoß mir das Blut in den Kopf, wurde die Angst zur Klammer, doch ich atmete auf, als ich den hellen Lichtteppich der kleinen Halogenleuchte über den Rost gleiten sah.
So eine Lampe besaß Suko.
Er *wußte* nicht genau, wo er mich finden konnte. Deshalb schwenkte er die Lampe, so daß mich ihr Schein treffen mußte. Ich kniff geblendet die Augen zusammen und hörte das leise Lachen meines Freundes. »Na denn«, sagte er.
Er klappte sein Taschenmesser auf und ging neben mir in die Knie. Ich spürte den kalten Stahl der Klinge an meinen Gelenken und wartete, bis Suko die Stricke durchtrennt hatte.
Ich war frei!
»Kannst du aufstehen?« erkundigte sich Suko besorgt.
»Ich versuche es.«
Es blieb tatsächlich beim Versuch. Ich fühlte mich wie ein Baby bei den ersten Laufübungen. Immer wieder sackte ich in die Knie und mußte mich hinsetzen.
»Okay, warten wir eine Weile«, sagte Suko, als er damit begann, meine geschundenen Fußknöchel zu massieren. Ichtat das gleiche an meinen Händen und ertrug klaglos die Schmerzen, die entstanden, als das Blut in meine Finger strömte.
Mein Kreislauf war schwach. Bis er sich wieder stabilisiert hatte, dauerte es seine Zeit.
Der zweite Versuch klappte besser. Zudem hatte mir Suko seine Hand gereicht und zog mich hoch. Ich ging die ersten Schritte, spürte bei jedem Auftreten Schmerzen in den Knöcheln und mußte natürlich erzählen.
Mein Freund hörte schweigend zu. Nur als ich den Namen Samaran

erwähnte, stieß er scharf die Luft aus. Zum Schluß fragte ich ihn: »Ist dir Samaran nicht über den Weg gelaufen?«

»Nein, ich habe ihn nicht gesehen.«

»Dann hält er sich noch irgendwo versteckt!«

»Falls er es nicht vorgezogen hat, das Weite zu suchen.«

Ich lachte laut. »Er und das Weite suchen? Nein, nicht Akim Samaran. Das ist nicht seine Art, so einfach zu verschwinden. Er hatte versucht, das Richtschwert der Templer in seinen Besitz zu bringen und verdammt viel eingesetzt. Und er wird so schnell nicht aufgeben.«

»Wir ebenfalls nicht.«

»Richtig, Suko. Du kennst den Weg. Durch Zufall hast du dir die richtige Seite ausgesucht. Wenn du zurückdenkst: Hast du vielleicht etwas gesehen, wo sich jemand versteckt halten könnte?«

»Nein.«

»Aber Samaran wird dort sein.«

Suko hatte noch Fragen, die Samaran nicht berührten. Er wollte von mir wissen, wer sich in dem Sarg befunden hatte.

»Lome Stanhope!«

»Was? Die Mumie war Lome Stanhope?«

»Genau. Bevor der Rotschopf starb, hat er mich darüber aufklären können.«

»Und wen habe ich dann getötet?«

»Einen Wächter des Richtschwerts. Er war ein Zombie.«

Suko nickte. »Das habe ich bemerkt. Na ja, jedenfalls haben wir jetzt das Schlimmste hinter uns.«

»Ich hoffe es.« Mit meiner Lampe leuchtete ich durch das Gitter in die Tiefe, da ich herausfinden wollte, welchen Schaden der explodierende Wecker angerichtet hatte.

Das Geländer war nicht mehr zu sehen, die obere Treppenhälfte hing praktisch in der Luft. Darunter lagen die Trümmer, umgeben von Staubschleiern.

Der Sarg war zu sehen, die beiden Toten ebenfalls.

»Wir müssen dort runter«, sagte ich zu Suko. »Du kennst ja den Weg.«

Ich hatte noch immer meine Schwierigkeiten mit dem Bewegen der Beine. Jedesmal, wenn ich die Füße aufsetzte, zuckte durch meine Knöchel ein scharfer Schmerz. An den Handgelenken spürte ich dieses Beißen ebenfalls. Das Blut an den Rändern der Schürfwunden war zum größten Teil wieder getrocknet.

Nicht mehr lange, und wir standen dort, wo wir uns getrennt hatten. Suko leuchtete in den Gang, den er genommen hatte. Das Licht fiel bis zu einer Kurve. Dahinter ging es steil bergab.

»Die Schräge hält fast bis zum Keller an«, erklärte mir Suko und tauchte in den Stollen ein.

Beruhigt waren wir nicht. Jeder von uns dachte an Samaran, und ich

ging noch einen Schritt weiter. Er hatte mir einen mit Sprengstoff gefüllten Wecker vor die Nase gestellt. Wer sagte mir denn, daß es sein gesamter Sprengstoff gewesen war, den er bei sich führte? Es konnte durchaus sein, daß er noch einiges von dem Zeug in Reserve hielt und uns damit überraschen wollte.

Zum Glück ging alles gut. Bald hatten wir den Eingang zur Gruft erreicht. Eine alte Tür mußte auch hier zur Seite geschoben werden.

Ich leuchtete sie an. Ein Spruch, der gleichzeitig eine Warnung darstellte, war darauf eingraviert.

Halblaut las ich vor. »Das Schwert hat seine Pflicht getan. Es hat gerichtet und gekämpft. So soll es denn für alle Zeiten Ruhe haben und kein Schlachtfeld mehr mit seinem blutigen Zeichen überdecken. Im Namen des König Salomon will ich es für alle Zeiten hier vergraben. – Hector de Valois.«

Die Worte nahmen mich mit. Ich spürte den Schauer auf meinem Körper. Wieder las ich etwas von dem sagenumwobenen Templer und Anführer einer der Kreuzzüge.

Suko gab auch einen Kommentar ab. »Seine Spuren sind wirklich vielfältig, das muß man ihm lassen.«

»Ja, und sie reichen tief in die Vergangenheit. König Salomon. Verdammt, was hat er mit Hector de Valois zu tun gehabt? Und auch mit diesem goldenen Schwert?«

»Vielleicht war es seine Waffe.«

»Meinst du?«

»Durchaus möglich.«

»Und die Zeichen auf dem Kreuz? Sie sind identisch mit denen auf dem Schwertgriff?«

Suko gab sich ratlos. »Da bin ich leider auch überfragt. Mir scheint aber eines allmählich festzustehen.«

Da er eine Pause einlegte, fragte ich: »Was denn?«

»Irgendwie habe ich das Gefühl, daß dein Schicksal fest mit der Vergangenheit verknüpft ist.«

Die Aussage überraschte mich. »Wie kommst du darauf?«

»Ich weiß es nicht. Für meinen Geschmack stolpern wir in der letzten Zeit immer wieder über die Templer und auch über den Namen Hector de Valois. Allmählich glaube ich nicht mehr an einen Zufall, John. Da kannst du sagen, was du willst.«

»Du mußt doch an etwas glauben.«

Suko nickte. »Das ist auch der Fall. Für mich ist es eine Art von Bestimmung, daß wir diesen Weg gehen. Niedergeschrieben im Buch des Schicksals, dem auch du, John Sinclair, nicht entrinnen kannst. Möglicherweise wirst gerade du noch einige Überraschungen erleben.«

So hatte ich Suko selten reden gehört. »Du sprichst, als wüßtest du mehr, Alter.«

»Das weiß ich eben nicht. Mir macht nur die Übereinstimmung zwischen dem Richtschwert der Templer und deinem Kreuz Sorgen. Da gibt es noch verdammt viele weiße Flecken auf der Landkarte deines Lebens, die es zu erforschen gilt.«

Wenn ich mir die Worte des Inspektors durch den Kopf gehen ließ, konnte ich ihm einfach nicht widersprechen. »Wahrscheinlich hast du sogar recht, Suko. Nur wird es schwer sein, diese Flecken auch zu finden. Jedenfalls werde ich mir die größte Mühe geben.«

»Du kannst immer auf meine Unterstützung rechnen.«

Ich kannte Suko lange genug, um zu wissen, daß er die Worte nicht so einfach dahingesprochen hatte.

Hector de Valois!

Immer wieder mußte ich an diesen Mann denken. Ich wurde immer wieder mit ihm und seinem Erbe konfrontiert, und diese schillernde Persönlichkeit wurde mir immer besser bekannt. Manchmal war es so, als würde ich nicht einmal einem Fremden gegenüberstehen, wenn ich etwas von ihm fand, das er hinterlassen hatte.

Was war das nur? Konnten zwei Menschen, die in verschiedenen Zeitepochen lebten, so seelenverwandt sein?

Wir würden sehen.

Suko kannte sich in dieser Umgebung aus und hatte deshalb die Führung übernommen. Wir mußten noch einen schmalen Gang durchqueren, bevor wir in den unmittelbaren Bereich der Treppe gelangten.

Mein Freund war stehengeblieben. Zur Sicherheit schwenkte er die Lampe von einer Seite auf die andere. So wurde alles Wichtige erhellt.

Das war vor allen Dingen die Treppe.

»Schau dir das an.«

Zum ersten Mal sah ich die unheimliche Gruft aus einer anderen Perspektive. Doch zuvor blickte ich nach oben, wo sich das Gitter befand. Dort hatte ich einmal gefesselt gelegen. Noch jetzt schauderte es mich, wenn ich daran dachte.

Von der Treppe fehlte tatsächlich die untere Hälfte. Das Geländer war sowieso weggesprengt worden. Wir standen auf der zweiten Hälfte und blickten in die Tiefe.

»Ob sie hält?« fragte ich.

»Bei mir hat sie gehalten«, antwortete Suko.

»Wir könnten springen, das ist sicherer.«

»Dann gib acht, daß du dir im Schutt und zwischen den Trümmern nicht die Knochen brichst.«

Mit dieser Warnung hatte Suko gar nicht mal so unrecht. Viele freie Plätze, auf denen ich landen konnte, gab es wahrhaftig nicht.

Ich suchte mir einen aus, wo nicht zuviel Schutt lag, peilte genau und sprang. Sicher landete ich auf beiden Füßen, während Suko den Weg

bis zum Treppenende vorging und erst dann sprang.

Auch er kam sicher auf.

Im Licht unserer Taschenlampen sahen wir die Toten. Der eine war ein Zombie gewesen, der andere ein Mensch. Zweimal hatte ihn die Klinge des Richtschwerts getroffen. Jorge sah furchtbar aus.

Ich blickte woanders hin und hätte mir gewünscht, daß ihn der Schutt einer zerstörten Wand völlig begraben hätte.

Es war die Wand, hinter der der Zombie hervorgetreten war. Von dort mußte das Licht in die Gruft gestrahlt sein. Als ich mir die Ecke näher ansah, entdeckte ich die Quelle. Es war ein weißer Stein, so, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Ziemlich groß, viereckig und mit einer Leuchtkraft ausgefüllt, für die es keine Erklärung gab.

Auch Suko wunderte sich. »Den würde ich gern untersuchen lassen«, sagte er.

»Ich auch.«

»Vielleicht stammt das Material nicht mal von dieser Welt.«

»Wie bei den Flammenden Steinen«, murmelte ich. »Die kommen ja auch aus Atlantis.«

Der unmittelbare Weg zum Stein war uns versperrt. Deshalb kümmerten wir uns auch nicht mehr darum. Wichtig waren jetzt der Sarg mit der Leiche und das Schwert.

Den Deckel hatten die Trümmer der zusammenbrechenden Wand zerstört. Einige Brocken waren auch in den Sarg gefallen. Das Schwert lag daneben.

Schon einmal hatte ich ein Schwert besessen. Das des Dämonenhenkers Destero. Es hielt aber keinen Vergleich zu dieser Waffe.

Und wie lange lag Destero schon zurück? Das waren einige Jahre.

Momentan mußten wir uns mit anderen Dingen beschäftigen.

Ich zögerte ein wenig, und Suko sagte: »Heb es schon auf. Vielleicht gehört es dir.«

»Wegen der Zeichen?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht so recht.« Auf meiner Stirn hatte sich Schweiß gebildet. Eine innere Unruhe erfüllte mich, für die ich keinen Grund wußte.

Auch Suko hatte dies festgestellt. »Was ist los, John?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, aber ich traue mich nicht so recht, das Schwert anzufassen.«

»Und weshalb nicht?«

»Eine innere Scheu!«

»Nur so?«

Fahrig wischte ich über meine Stirn, um anschließend das Kinn zu kneten. »Keine Ahnung, aber da ist ein innerer Druck, der sich zu

einer Stimme verdichten könnte.«
»Was sagt man dir denn?«
»Noch nichts, aber das könnte noch kommen.« Ich blickte auf das Schwert, auch auf die Mumie, als könnte sie mir eine Antwort auf die drängenden Fragen geben. Verhielt ich mich richtig? War es falsch, wenn ich das Schwert jetzt an mich nahm?
Ich wußte die Antwort nicht, aber ich hatte eine Idee. Ich griff zur Kette, an der das Kreuz hing. Sehr vorsichtig zog ich sie vom Hals weg, so daß das Kreuz hervorrutschen konnte. Eine Bewegung, die mir schon in Fleisch und Blut übergegangen war, in diesen Augenblicken aber eine besondere Bedeutung für mich hatte.
»Vielleicht ist es genau das Richtige, was du getan hast«, sagte Suko.
Ich nickte. Noch reagierte das Kreuz nicht. Es strahlte nur ein wenig heller, weil es vom Lichtstrahl getroffen wurde, aber nicht aus seiner inneren Kraft heraus.
Es war kaum zu glauben, aber jetzt fühlte ich mich tatsächlich besser. Ich überwand meine Scheu. Ohne noch eine weitere Sekunde zu zögern, bückte ich mich, griff mit beiden Händen zu, umklammerte den Schwertgriff und hob die Waffe an.
Himmel, was hatte sie für ein Gewicht! Da mußte ich schon Kraft einsetzen, um sie überhaupt vom Boden hochhieven zu können.
Suko wollte mich unterstützen. Ich war dagegen und richtete mich mit dem Schwert auf. Sehr langsam nur schwang ich es herum, bis ich es mit der Spitze auf den Boden stemmen konnte. Dabei hatte ich es mit der Vorderseite zu mir hingedreht. Frei fiel mein Blick auf die eingravierten Zeichen im goldenen Griff.
Mein Kreuz war von Lilith manipuliert worden. Sie hatte mir die nicht enträtselten Zeichen gewissermaßen gestohlen, aber auf dem Schwertgriff waren sie vorhanden.
Was sollte ich tun?
Ich starrte auf das Schwert, blickte dann Suko an, der hinter einer Wand aus Licht stand, da er die Lampe hielt.
»Vielleicht solltest du dein Kreuz und den Griff des Schwertes einmal zusammenführen.«
»Daran habe ich auch schon gedacht.«
»Dann tue es doch.«
»Ja, ja…« Meine Stimme hörte sich fremd an. Ich hatte das Gefühl, an einem der entscheidenden Punkte meines Lebens zu stehen. Unter Umständen konnte in den folgenden Sekunden ein weiteres Rätsel gelöst werden.
Alles war möglich.
Und so überwand ich mich und brachte den Schwertgriff mit dem Kreuz in Verbindung.
Im selben Augenblick änderte sich fast alles. Magien

trafenzusammen. Altes und Uraltes vereinigten sich, schlugen eine Brücke zu mir, reagierten wie ein Sender, und ich wurde zum Empfänger dieser magischen Impulse…

***

Akim Samaran hatte die Detonation gehört und dann gewartet. Die Minuten verstrichen. In seinem Versteck hockte er und vibrierte innerlich.

Jetzt war Sinclair hin.

Zerrissen und atomisiert. Das hatte er diesem Bastard von ganzem Herzen gewünscht. Jorge, sein Killer, konnte die Waffe beruhigt an sich nehmen und sie ihm übergeben.

Er gratulierte sich noch heute, daß er die Annonce in der Zeitung entdeckt hatte. Dieser Stanhope war ein Narr gewesen. Vor allen Dingen ein blinder Narr, ein leidenschaftlicher Sammler, der für die realen Dinge keine Augen mehr gehabt hatte. Er war versessen darauf gewesen, das Erbe seines Bruders zu erfüllen.

Das hatte er mit seinem Leben bezahlen müssen!

Und Sinclair, dieser Bluthund, der ebenfalls die Fährte aufgenommen hatte, lebte auch nicht mehr.

So mußte es sein. Ein Gegner nach dem anderen mußte verschwinden. Als Sieger sollte er, Akim Samaran, dastehen. Er wollte dem Spuk beweisen, daß er mehr konnte, als er bisher gezeigt hatte. Samarans Fernziel war der Würfel. Vielleicht konnte er den Spuk durch Taten davon überzeugen, ihm den Würfel zu überlassen.

Noch mußte er allerdings warten. Auch das Richtschwert der Templer war wichtig. Er bezeichnete dessen Erwerb als einen Meilenstein auf dem Weg zur Macht, und diese Klinge würde ihm die Verbindung zu den Templern ermöglichen. Auch heute gab es sie noch. Das hatte er mittlerweile herausgefunden. Er mußte nur den richtigen Einstieg finden, dann würde er in ihrer Hierarchie schnell nach oben steigen. Und wenn er den Templern das Schwert brachte, vergingen sie vor Ehrfurcht.

Nur wollte er auch die richtige Gruppe, die um Baphomet. Sie stand der Hölle oder der schwarzen Magie sehr nahe. Und er würde sie schon auf die Seite des Spuks ziehen können, das traute er sich ohne weiteres zu.

Noch mußte er zagen und zittern, konnte seine Vorstellungen nur in den Zukunftsträumen realisieren, aber bald würde er den ersten Schritt getan haben.

Um das Problem John Sinclair hatte sich Akim Samaran keine Sorgen gemacht. Seiner Ansicht nach hatte Jorge es phantastisch gelöst. Den Raum unter der Kirche hatte Samaran nur durch einen Zufall entdeckt. Er wäre schon fast an ihm vorbeigelaufen, denn der kleine Eingang

war kaum heller als die Wand.
Irgendwann wurde Samaran unruhig. Es war ungewöhnlich, daß Jorge so lange wegblieb. Und daß er seinen Chef vielleicht betrügen würde, daran wollte Samaran nicht glauben.
Er mußte selbst nachsehen, doch er zuckte in seinem Versteck zurück, als er Stimmen hörte, Licht in den normalen Gang fiel und er die hastigen Schritte vernahm.
Zwei Männer kamen, aber Jorge war nicht dabei. Dafür hatte es dieser verdammte Sinclair geschafft.
Samaran zog sich in die dunkelste Ecke seines Verstecks zurück.
Hätte er einen Spiegel besessen und ihn vor sein Gesicht gehalten, hätte er sich über sich selbst erschreckt. Er war bleich vor Wut und Ärger geworden.
Sinclair ist frei!
Diese Tatsache machte ihn innerlich fertig. Alles war umsonst gewesen, seine Anstrengungen, sein Plan, das Suchen des Killers.
Dieser Hundesohn von Geisterjäger hatte es geschafft.
Aber wie?
Natürlich durch seinen Freund, diesen Chinesen. Ihn hatte Samaran zuvor nicht gesehen. Demnach mußte der Chinese noch einen anderen Weg gefunden haben.
Samaran kochte innerlich. Seine großen Pläne standenzwar noch, aber die Schwierigkeiten waren gewachsen. Zum Glück gingen die beiden an seinem Versteck vorbei, und der Mann wartete so lange, bis er die Stimmen und Schritte nicht mehr hörte.
Erst dann verließ er die Nische. Sehr auf Vorsicht bedacht, bewegte er sich weiter. Nein, ein zweitesmal ließ er sich nicht überlisten. Er würde es jetzt selbst in die Hand nehmen und den verfluchten Geisterjäger zur Hölle schicken.
Die Waffen dazu besaß er.
Samaran lief in die Richtung, in die er Jorge zuvor geschickt hatte. Das Gitter war sein Ziel. Wahrscheinlich würden sich die beiden in die Gruft verziehen, denn sie wollten sich schließlich das goldene Richtschwert der Templer holen.
Eine faszinierende Waffe. Die beiden würden für nichts anderes mehr Augen haben.
Aber er hatte Augen und zwei besondere Grüße, die jetzt noch seine Taschen ausbeulten.
Handgranaten!

***

Es war furchtbar und gleichzeitig wunderschön sowie faszinierend.
Mir eröffneten sich magische Welten. Sie gestatteten mir einen weiten und tiefen Einblick.

Zwei unterschiedliche Systeme hatten eine Verbindung geschaffen und das Trennende der Zeiten aufgehoben. Der Brückenschlag war entstanden, und er holte etwas aus den Tiefen der Vergangenheit hervor, um es mir zu zeigen.

Ein Gesicht.

Hector de Valois!

Ja, ich wußte genau, wen ich da vor mir hatte, denn ich sah ihn nicht zum erstenmal. Schon einmal war er mir begegnet. In Diablitas Reich, als ich eine Zeitreise hinter mich gebracht hatte. Es waren das gleiche Gesicht, die gleichen sonnenbraunen Züge mit der gewissen Verwegenheit darin, die einen Kämpfer auszeichnete. Ich sah auch den grauen Knebelbart. Sein Haar, nicht dunkel, aber auch nicht hell, war unter einer Mütze verborgen, und die Augen blickten wissend in die Ferne, wobei sie mich gleichzeitig ansahen.

Ich hielt dem Blick stand. Jeder versuchte, aus dem anderen etwas herauszubekommen, und ich mußte ehrlich zugeben, daß mir dieser Mensch nicht unsympathisch war. Schon bei der ersten Begegnung hatte ich ihn nie als einen Feind angesehen, immer als aufrechten Kämpfer, der genau wußte, welchen Weg er zu gehen hatte.

Er ließ sich von niemandem aus der Ruhe bringen.

Er wußte viel, er hatte einiges hinter sich, kannte die Welt und war ein mächtiger Templer-Fürst.

Aber reichten diese Tatsachen aus, um ihn mir sympathisch zu machen? Ich hatte keine Ahnung, spürte jedoch mit sicherem Instinkt, daß da noch etwas anderes war als nur Bewunderung oder Respekt. Je länger ich Hector de Valois betrachtete, um so weniger fremd erschien er mir. Er gehörte zu den Typen, die ich nie im Leben als Feinde einstufen würde.

Manchmal glaubte ich, er wolle mir etwas sagen. Nicht sprechen, das war nicht möglich, sondern auf geistigem Weg. Vielleicht wollte er mich über etwas aufklären, anders konnte ich seinen konzentrierten Blick nicht deuten.

Ich hielt die Verbindung aufrecht. Meine Finger zitterten, und ich wollte mich mit dieser Projektion aus dem Geisterreich unterhalten.

Er zeigte sich mir so, wie ich ihn bei der ersten Begegnung kennengelernt hatte, und nicht als silbernes Skelett, das die Templer ausgegraben hatten, um es wegzuschaffen.

Er war auf einer Insel in der Loire begraben gewesen, als silbernes Skelett. Wofür die Templer dieses Skelett gebraucht hatten, war mir nicht gesagt worden.

Ich suchte nach Worten. Aussprechen konnte ich sie nicht.

Deshalb formulierte ich sie in Gedanken und schickte die Fragen als telepathische Meldung auf die Reise. Vielleicht gelang es mir durch das Kreuz, Kontakt aufzunehmen.

Und ich erhielt eine Antwort. »Du fragst mich, wer ich bin?«

»Ja.«

»Du kennst meinen Namen. Ich habe gespürt, daß du das Richtschwert der Templer gefunden hast. Aber ich will es nicht. Es hat genug Blut vergossen. Ich habe damals mit ihm richten müssen. Ich war Henker und Richter in einer Person. Es ist viel Unrecht geschehen, und es gab eine Zeit, da wollte ich es nicht mehr führen. Deshalb ließ ich es an einem Ort zurück, wo so leicht kein Mensch hinkam, und die Mönche, die im Kloster lebten, waren verschwiegen. Einer von ihnen wurde jeweils bestimmt, das Schwert zu bewachen. Er unterwarf sich schrecklichen Weihen. Dabei sprangen die alte Mönche über ihre eigenen Schatten, daß sie dies zuließen. Sie kannten noch die Wege, um Menschen zu Untoten zu machen. Doch nun ist der letzte Wächter zerstört worden. Das Schwert ist frei, aber wird demjenigen, der es besitzt, kein Glück bringen. Deshalb sollte man es dort lassen, wo es ist. Auch du darfst es nicht an dich nehmen.«

»Du kennst mich?« fragte ich.

»Nein und ja. Ich habe das Gefühl, dich zu kennen, trotzdem kenne ich dich nicht.«

Ich gab ihm recht. »Aber ich lebe nicht in deiner Zeit«, erklärte ich ihm.

»Was spielt im Kreislauf der Welten die Zeit schon für eine Rolle? Der Ursprung und das Ende bilden einen gewaltigen Kreis, in dem wir nur winzige Staubkörnchen sind. Haben die Sonne und die Blüte nicht viel gemeinsam? Geht die Sonne nicht auf, um später wieder zu versinken? Ist es mit der Blume nicht ähnlich? Sie blüht, um zu verwelken. Aber sie ist trotzdem nicht tot, denn sie kehrt immer wieder. So ist es auch mit uns Menschen, John Sinclair. Wir vergehen, sind nicht tot und kehren ein in den kosmischen Kreislauf…«

Ich schüttelte leicht den Kopf, da ich mich über de Valois' Rede wunderte. Er hatte von einem kosmischen Kreislaufgesprochen.

Dieser Begriff mußte ihm, dem Mann aus dem Mittelalter, eigentlich fremd sein. Was wußte er?

Ich wollte ihn fragen, aber auf Umwegen. »Du besitzt ein sehr großes Wissen, Hector de Valois. Du warst deiner Zeit sehr weit voraus. Heute sind die Menschen daran interessiert, dein Wissen zu teilen. Sie suchen nach dem, was du hinterlassen hast. Es muß Spuren geben, die zum Dunklen Gral führen, zu meinem Kreuz und zu Aibon.«

»Ja, die gibt es.«

»Willst du sie mir nicht nennen?« rief ich in Gedanken. »Auch ich bin ein Suchender, ein Forscher. Ich möchte ebenfalls viel über den Dunklen Gral erfahren und sein Geheimnis lüften. Er muß dort verborgen sein, wo auch du einmal gewesen bist. Irgendwo im Land der Gallier, und seine Spuren führen auch in das alte Jerusalem und

nach Aibon hinein, dem verwunschenen Land.«
»Das alles stimmt, und ich habe auch viel gesehen.«
»Dann sag es mir.«
»Nein, John Sinclair, nein. Du bist der Mann, der das Kreuz trägt, der Sohn des Lichts. Du mußt den Weg finden. Dein Kreuz wird ihn dir zeigen. Habe Geduld. Brich nichts übers Knie, sonst gehst du den falschen Weg. Zahlreiche Feinde lauern auf dich. Du wirst von allen Seiten bedrängt. Die Verbindung, die du jetzt geschaffen hast, wird es wohl nie mehr geben. Das Schwert hat noch einmal seine Magie entfaltet…«
»Aber die Zeichen!« rief ich dazwischen. »Es sind die gleichen, die sich auch auf meinem Kreuz befinden.«
»Ja, ich weiß.«
»Woher kennst du sie?«
Da lachte Hector de Valois. »Kennst du sie nicht auch als Träger des Kreuzes?«
»Natürlich.«
»Dann müßte dir schon vieles klar sein. Wir beide haben vieles gehört. Schon ich erhielt Mitteilungen aus der Vergangenheit, und auch ich kannte die Geistperson, die michhin und wieder führte, ohne mich allerdings vor dem Tod bewahren zu können.«
Der letzte Satz hatte mich erschreckt. Ich wagte kaum, die nächste Frage zu stellen. »Sprichst du vom Seher?«
»Ja, von ihm.«
»Dann kennst du ihn?«
»Hast du ihn nicht auch gekannt? Er ist derjenige, der das Kreuz leitet, der es schützt.«
»Und wer verbirgt sich dahinter? Wer ist der Seher, Hector? Du weißt es doch.«
»Jetzt weiß ich es, jetzt. Als ich lebte, so wie du, habe ich es nicht gewußt. Erst wenn der Mensch stirbt, werden ihm die Augen geöffnet.«
»Einen kleinen Hinweis möchte ich haben, bitte!« Ich sah ihn an, denn nur ich konnte ihn wahrnehmen.
»Ich darf es nicht.«
»Doch. Ist es eine Person, oder sind es drei in einer, wie ich annehme?«
»Du hast wahrscheinlich mit einer Vermutung recht. Eher mit der letzten. Mehr kann und darf ich dir beim besten Willen nicht sagen. Es tut mir für dich leid, aber du bist gezwungen, einen ebenso harten Weg zu gehen wie ich. Du mußt suchen, forschen und nachdenken, wenn du einen Erfolg gehabt hast.«
»Was werde ich dann finden?«
»Den Weg, den ich auch gegangen bin. Erst der Tod öffnet dir die

Fülle des Wissens. Dann wirst auch du auf deinen Nachfolger warten, so wie ich es getan habe.«

Dieser eine Satz hatte eine ungeheure Brisanz. »Nachfolger?« fragte ich leise. »Tatsächlich ein Nachfolger?«

»So sehe ich es.«

»Was habe ich damit zu tun? Wieso kann ich dein Nachfolger sein? Das verstehe ich nicht.«

»Ich gebe dir den nächsten Satz als Abschied mit. Dann wirst du mehr über dich und dein Schicksal erfahren, und dir wird die Angst vor dem Jenseits genommen. Denke an den Kreislauf, John Sinclair. Nichts geht verloren. Mit dem Tod beginnt ein neuer Anfang, so sagen es die Lehren der Religionsgemeinschaften. Ich habe erlebt, daß der Tod ein neuer Anfang ist. Ich wurde wiedergeboren.«

»Wiedergeboren!« flüsterte ich.

»Natürlich, John Sinclair. Wir beide verstehen uns so gut. Wir besitzen viel Gemeinsames…«

Ich unterbrach ihn. »Soll das heißen, daß ich…?«

»So ist die Antwort, mein Freund. Ich bin in dir wiedergeboren. Oder anders. Du hast vor einigen Jahrhunderten schon einmal als Hector de Valois gelebt…«

***

Plötzlich brach die Verbindung zwischen uns zusammen. Ich war wieder allein. Schwert und Kreuz hatten keinen Kontakt mehr, obwohl sich beide Dinge noch berührten.

Mir war, als hätte ich das Gespräch nur geträumt, aber es war kein Traum gewesen. Hector de Valois hatte mit mir gesprochen, und er hatte mir ein Geheimnis verraten.

Als ich darüber nachdachte, spürte ich, wie meine Knie weich wurden. Auf einmal konnte ich mich nicht mehr halten. Ich wurde schwach, und Suko sprang plötzlich auf.

Er fing mich auf, wobei ich mich fühlte wie eine alte Jungfer, die zum ersten Mal einen nackten Mann sieht und diesen Anblick nicht ertragen kann.

»Okay, okay, Alter, ist schon gut.« Ich vernahm Sukos beruhigend klingende Stimme durch das Brausen, das meinen Kopf umwehte, und ich fühlte mich noch immer wie in einem tiefen Traum.

»Alles okay, John?«

Verdammt, ich mußte eine Antwort geben und quälte mir die Silben über die Lippen. »Alles ist okay, und gleichzeitig ist nichts in Ordnung, Suko. Überhaupt nichts.«

Er hielt mich fest. Ich sah sein Gesicht über dem meinen und erkannte den besorgten Ausdruck. »Hast du Fieber, John?«

»Überhaupt nicht.«

»Was redest du denn dann so…?«

»Alles stimmt, Suko, alles.« Ich wollte mich nicht mehr wie ein kleines Kind bemuttern lassen und stemmte mich hoch. »Laß mal, ich kann schon allein stehen.«

»Wenn du meinst.«

»Sicher.«

Der Schwindel war vorbei. Er war durch diesen seelischen Schock verursacht worden, und ich rief mir noch einmal Hectors Worte ins Gedächtnis zurück.

Ich hatte schon einmal gelebt!

Als Hector de Valois, und er war in mir, John Sinclair und Oberinspektor bei Scotland Yard, wiedergeboren worden.

Diese Erkenntnis versetzte mich in einen regelrechten Rausch. Es gibt Momente, wo der Mensch zu schweben glaubt. So erging es mir in diesen Minuten. Ich fühlte mich wie ein Schauspieler, dessen Geist sich vom Körper gelöst hatte und der sich nun selbst auf der Bühne beobachtete. Alles war so unwahrscheinlich, kaum zu fassen, dennoch entsprach es den Tatsachen.

Suko hatte längst bemerkt, wie es um mich stand. Er sprach mich wieder an. »John, etwas muß dich ungemein stark geschockt oder berührt haben. Was ist es? Willst du nicht reden?«

Ich lächelte schwach. »Es ist so schwer, Suko, so verdammt schwer. Kannst du das nicht begreifen?«

»Nein, nicht, wenn du schweigst.«

»Dann will ich es dir sagen, mein Freund. Ich hatte Kontakt mit Hector de Valois.«

Das war auch für Suko eine Überraschung, obwohl er sie nicht so zeigte und mit völlig normal klingender Stimme fragte: »Du bist dir da völlig sicher, John?«

»Ja, hundertprozentig. Das Kreuz und das Schwert sind eine Verbindung eingegangen. Sie haben gewissermaßen eine Brücke zwischen den Zeiten gebildet, da sie etwas Gemeinsames besitzen.«

»Und was?«

Eine Antwort zu geben fiel mir in diesem Augenblick sehr schwer, weil sie für mich von einer so ungeheuren Tragweite war.

»Hast du schon etwas von dem Phänomen der Wiedergeburt gehört, Suko?«

»Klar.«

»Ich auch. Zumindest seit unserem letzten Fall im Schwarzwald weiß ich es. Dort sind Menschen wiedergeboren worden. Ich kann jetzt nachfühlen, wie es ihnen ergangen ist, als sie plötzlich den Geistkörpern gegenüberstanden, die sie früher waren.«

Suko ließ mich nicht weiterreden. Er hob die Hand. »Moment, willst du damit sagen, daß auch du wiedergeboren bist?«

Ich nickte und sagte mit ernst klingender Stimme: »Ja, das will ich damit sagen!«

Mein Freund starrte mich an. Fast sah es so aus, als hätte er Angst vor mir. »Wenn das so ist und ich überlege, mit wem du in Kontakt gestanden hast, gibt es doch nur eine Lösung auf meine brennende Frage. Du hast schon einmal gelebt, als…« Der Name wollte ihm nicht über die Lippen. Er schüttelte den Kopf. »Verflixt, ich kann es nicht fassen.«

»Aber es stimmt, Suko, ich habe schon einmal gelebt, und zwar als Hector de Valois. Oder anders herum. Er ist in mir wiedergeboren worden. Das habe ich erfahren!«

Sukos Blick richtete sich ins Leere. Er dachte darüber nach. Ich sah die zweite Haut auf seinem Gesicht und bemerkte, wie er schluckte. Er öffnete anschließend den Mund, und über seine Lippen drang ein tiefes Stöhnen. »Das darf doch nicht wahr sein, John. Sag, daß es nicht stimmt. So etwas…«

»Es ist eine Tatsache, Suko.«

Er holte pfeifend Luft. »Du bist Hector de Valois gewesen?«

»Er ist ich.«

»Das ist ein Hammer, verdammt, das ist ein Hammer!« Es gibt Momente, wo auch ein Mensch wie Suko fassungslos ist. Jetzt war es soweit. Er konnte es einfach nicht begreifen, meine Erklärung hatte ihn regelrecht umgehauen, und er war so nervös, daß er die Finger ineinander verkrallte.

»Hast du ihn gesehen?« erkundigte er sich flüsternd.

»Ja. Kreuz und Schwert schufen eine Brücke und ließen einen Blick in die Vergangenheit zu. Ich sah Hector de Valois nicht nur, ich sprach auch auf telepathischem Wege mit ihm. Es war eine rein geistige Verbindung. Schon immer habe ich gefühlt, daß dieser Mann einfach nicht mein Feind war, dazu hatten wir zu viele Gemeinsamkeiten. Er war ebenfalls ein Suchender, der Dingen auf den Grund gehen wollte und es nicht geschafft hatte. Er starb, aber er wurde wiedergeboren, und er erklärte mir gleichzeitig, daß er schon einmal wiedergeboren war…«

»Moment, dann gilt das auch für dich.«

»Sicher.«

Suko streckte einen Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger auf mich. »Wer war er vorher?«

»Darüber hat er mit mir nicht gesprochen.«

Mein Freund überlegte einen Moment. »Vielleicht Torkan, John. Torkan, der Barbar?«

»Nein!« erwiderte ich überzeugt. »So war es nicht. Auf keinen Fall. Torkan ist keine Wiedergeburt gewesen. Das war ein momentaner Austausch. Beide Dinge haben nichts miteinander zu tun, obwohl es

im ersten Moment so scheint.«

Suko nickte. »Wenn man näher darüber nachdenkt, würde ich mich auch für deine Theorie entscheiden.« Er hob Schultern und Hände. »Verdammt, es ist nicht zu fassen. Das ist einfach unwahrscheinlich. Da hat man einen Freund und Partner und erfährt erst jetzt, daß es ihn schon einmal gegeben hat. Vielleicht sogar schon mehrere Male…«

»Was meinst du, Suko, wie es in mir aussieht? Auch für mich war es ein gewaltiger Schock, aber ich sehe keinen Grund, Hectors Worten nicht zu trauen.«

»Und man hat ihn als silbernes Skelett begraben, wie du ja selbst gesehen hast?«

»So ist es.«

Sukos Augen verengten sich. »Wie würden denn dann die Templer zu dir stehen, John?«

»Meinst du Abbé Bloch?«

»Zum Beispiel.«

Ich blickte zu Boden. »Tut mir leid, Suko, darauf kann ich dir keine Antwort geben. Ich kenne den Abbé noch nicht gut genug. Ich weiß nur, daß wir nicht auf verschiedenen Seiten stehen. Außerdem ist der Abbé verschwunden. Von seinen Zielen und Plänen hat er mir nichts mitgeteilt, so leid es mir tut.«

»Du müßtest ihn auf jeden Fall finden und ihn darüber aufklären, daß du einmal Hector de Valois gewesen bist. Schließlich ist auch er an einer lückenlosen Aufklärung interessiert, was die Vergangenheit anbetrifft. Jedenfalls wäre ich an deiner Stelle scharf darauf, mehr über de Valois herauszufinden.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Wie willst du das machen? Auch weiterhin seinen Spuren nachjagen?«

»Ich weiß noch nicht, aber denk an Aibon und auch an das Rad der Zeit. Es gibt zwischen de Valois und Aibon eine Verbindung, die ich unbedingt noch finden muß.«

»Da hast du dir viel vorgenommen.«

»In der Tat, Suko.« Ich warf einen Blick auf das Schwert.

»Vielleicht ist es ein wichtiges Indiz auf dem Weg in die Vergangenheit. Jedenfalls wollte es de Valois nicht mehr haben. Er war im Prinzip ein friedlicher Mensch. Als Anführer hatte er die Funktion des Richters und des Henkers eingenommen. Er mußte das Schwert führen. Das aber konnte er irgendwann nicht mehr und hat es hier abgelegt.«

Suko schlug gegen seine Stirn. »Wenn ich darüber nachdenke, daß wir nach Zypern fahren mußten, um ein Geheimnis um dein Leben zu lüften, wird mir ganz komisch.«

»Wie klein ist oft die Welt. Irgendwo gibt es immer Treffpunkte.

Sogar die Zeiten spielen dann keine Rolle mehr, mein Freund.« Ich trat an den Sarg heran und blickte auf die Mumie. »Das ist Lome Stanhope. Auch er hat viel gewollt, und wahrscheinlich hat man ihn sogar akzeptiert. Er muß ein guter Mensch gewesen sein, leider starb er.«

»Was war mit dem Wächter?«

»Ein untoter Mönch.«

»Auch das noch.«

»Das bereitet uns keine Sorgen mehr. Wir sollten das Schwert nehmen und verschwinden.«

»Ich habe nichts dagegen.«

Suko ging vor, denn er wollte das Schwert nehmen. Auf halbem Wege stoppte er und blieb geduckt stehen, wobei er noch seine Hand hob und seinen Nacken abtastete.

»Was hast du?« fragte ich.

»Mir ist etwas in den Kragen gefallen.«

»Wie…?«

Suko gab keine Antwort, sondern leuchtete mit der starken Lampe in die Höhe.

Der Strahl traf das Gitter. Aber nicht nur das, auch eine Gestalt, die dort oben stand, wo ich gefesselt gelegen hatte. Wir hörten das dreckige Lachen und wußten Bescheid.

Akim Samaran war da!

Und er hatte tödliche Grüße für uns, denn an zwei verschiedenen Stellen flogen die scharfen Handgranaten durch die Gitterlücken genau in den Keller hinein…

»Und jetzt angenehme Höllenfahrt!« brüllte er.

***

Suko bewegte seine Hand von einer Seite zur anderen. Der helle Lichtteppich zuckte hin und her. Er leuchtete einen großen Teil der alten Gruft aus und erfaßte auch die beiden nach unten fallenden Hölleneier.

»Handgranaten!«

Sukos Schrei klang noch in Akim Samarans Echo hinein. Wir hatten gelernt, blitzschnell zu reagieren. Auch während des Trainings waren wir immer wieder mit solchen und ähnlichen Situationen konfrontiert worden.

Deshalb handelten wir, ohne uns abgesprochen zu haben. Jeder wußte genau, was er zu tun hatte.

Das hieß: Deckung!

Wir sprangen in verschiedene Richtungen weg. Suko hechtete zurück, ich vor und gleichzeitig zur Seite.

Das Ziel war der offene Sarg.

Vom Scharfmachen der Handgranate bis zu deren Detonation

vergehen immer einige Sekunden. Ich hoffte, daß diese Zeitspanne reichen würde, um uns vor dem größten Schaden zu bewahren.

Als ich auf die Mumie prallte, war mein Schwung so groß, daß der Sarg umkippte und auf meinen Rücken fiel. Ich drehte mich blitzschnell und gelangte unter ihn.

Das war im letzten Augenblick geschehen, denn plötzlich brach um mich herum die Hölle los.

Beide Granaten explodierten fast gleichzeitig. Ich hörte die berstenden Detonationen, die Welt um mich herum wurde zu einem Inferno aus Staub und hochgewirbelten Steinen. Der Sarg wurde, wie von einer Riesenfaust erfaßt, zur Seite geschleudert. Deckungslos lag ich da, duckte mich zusammen und schützte meinen Kopf vor dem herabfallenden Gestein.

Es prasselte auf mich nieder. Harte und weniger harte Schläge.

Die meisten davon trafen meinen Rücken. Aber auch an den Schultern und den Beinen wurde ich erwischt, spürte die Schmerzen und wußte überhaupt nicht mehr, wie die Welt um mich herum aussah.

Es war stockfinster geworden. Atmen konnte ich kaum noch. Der Staub lag wie ein dichter Vorhang über der zerstörten Gruft, denn die beiden Detonationen hatten auch Sukos Lampe zerstört, so daß es keine Lichtquelle mehr gab.

Nur sehr flach atmete ich. Der Staub kratzte im Hals. Mit Gewalt unterdrückte ich ein Husten, da ich meinen Standort nicht unbedingt verraten wollte.

Der Tote lag nicht mehr in meiner Nähe. Er war von dem Explosionsdruck fortgeschleudert worden.

Und so wartete ich.

Noch immer rollten kleinere Steine nach. Ich hörte es, wie sie nachfielen und aufschlugen. Größere Brocken fielen nicht mehr, dafür vernahm ich ein anderes Geräusch.

Man konnte es mit einem Knirschen oder Reißen umschreiben, und es war über mir erklungen.

Sofort dachte ich an das Gitter und auch daran, daß es die beiden Detonationen unter Umständen nicht überstanden hatte. Möglicherweise war es gerissen. Dann wäre dieser Einsatz für Samaran zu einem Eigentor geworden. Um es genau herauszufinden, hätte ich die Lampe einschalten müssen. Sie steckte in meiner Jackentasche, und ich traute mich nicht, sie hervorzuholen.

Auch dachte ich an Suko.

Wohin er gehechtet war, hatte ich nicht mehr gesehen. Jedenfalls in eine andere Richtung.

War er vielleicht erwischt worden?

Mein Herz schlug überlaut. Das Blut pochte hinter meiner Stirn.

Auf meinem Rücken spürte ich den Druck. Dort mußten noch irgendwelche Steine liegen.

Noch hatte ich mich nicht bewegt, aber ich konnte hier keine Ewigkeiten liegenbleiben. Vorsichtig zog ich das rechte Bein an.

Leider lief diese Bewegung nicht geräuschlos ab. Der Staub und auch kleinere Steine rieselten von meinen Beinen, so daß ich das Bein in dieser angewinkelten Lage ruhig hielt.

War ich gehört worden?

Weder Samaran noch Suko meldeten sich. Aber ich vernahm etwas anderes. Wieder dieses Quietschen und Knirschen über mir, als würde sich dort das Gitter bewegen.

Das mußte einen Grund haben.

Noch ließ ich Vorsicht walten, doch meine Neugierde wurde zusehends stärker.

Lange würde ich so nicht mehr liegenbleiben können. Ich konzentrierte mich noch einmal auf mich selbst, um feststellen zu können, ob ich irgendwelche Verletzungen davongetragen hatte.

Das war wohl nicht der Fall. Und die blauen Flecken überging ich einfach. Diesmal zog ich nicht das Bein an, dafür bewegte ich den rechten Arm, weil ich die Hand in der Tasche verschwinden lassen wollte, wo die Lampe steckte.

Meine Finger fanden sie schon beim ersten Tasten, und ich zog sie behutsam hervor.

Ich war mir des Risikos, das ich einging, sehr genau bewußt.

Wenn ich die Lampe einschaltete, verriet ich damit genau meinen Standort und lag im Zielkreis einer Waffe.

Andererseits konnte ich nicht bis in alle Ewigkeiten an dieser Stelle liegenbleiben und nur den anderen die Initiative überlassen.

Außerdem wollte ich über Sukos Schicksal Bescheid wissen. Daß er sich noch nicht gemeldet hatte, bereitete mir Sorgen.

Natürlich war ich nervös. Eine unsichtbare kalte Hand strich über meinen Rücken. Auch im Magen verspürte ich einen ungewöhnlichen Druck. Die Belastung war einfach zu stark.

Samaran hatte die Handgranaten vom Gitter her geworfen. Darauf setzte ich einen Teil meiner Hoffnung. Wenn ich die Lampe einschaltete, würde ich sofort in die Höhe leuchten. Vielleicht erwischte ich Samaran und blendete ihn. Zudem mußte hier unten noch irgendwo meine Beretta liegen. Ich ärgerte mich jetzt, daß ich sie nicht an mich genommen hatte.

Um eine bessere Ausgangsposition zu haben, drückte ich meinen Oberkörper so weit hoch, daß ich mich hinknien konnte. In dieser Haltung hatte ich eine bessere Startposition.

Überall lag der feine Staub. Er klebte auf meinem Gesicht, hatte auch die Kleidung bedeckt und war selbst in meinen Mund gedrungen.

Ich hob die rechte Hand mit der Lampe hoch und drückte sie dann nach außen. Wenn ich das Licht einschaltete, würde der Strahl schräg in die Höhe zum Gitter hochstoßen.

»Ich höre dich, Sinclair!«

Samaran hatte mich angesprochen. Ich zuckte zusammen, aber über seine Stimme wunderte ich mich.

Normalerweise hätte sie triumphierend klingen müssen, auch voller Haß, doch sie hatte sich angehört, als hätte der Mann unter großen Mühen gesprochen.

Da stimmte etwas nicht.

Ich gab die Antwort auf meine Weise. Blitzschnell sprang ich hoch, knipste die Lampe an und strahlte die Gitterdecke an.

Dort sah ich Samaran!

Er hatte tatsächlich ein Selbsttor geschossen. Die Wucht der Explosionen war wesentlich stärker gewesen als die der Ladung, die sich innerhalb des Weckers befunden hatte.

Das Gitter war alt, das Gestein morsch, und an einer Seite war es aus dem Stein gerissen worden. Dort hing es schräg in die Tiefe der Gruft hinein. Deshalb hatte ich auch das Knirschen vernommen, als das Gitter gebrochen war und sich nach unten gesenkt hatte.

Zwischen zwei Teilen klaffte eine Lücke, und Samaran klammerte sich dort fest, wo das Gitter diese Biegung nach unten zeigte. Er lag schräg, kniff jetzt geblendet die Augen zusammen, und ich sah ihn über mir wie auf dem Präsentierteller liegen.

»Tut mir leid für dich«, sagte ich. »Diesmal habe ich gewonnen!«

Er grinste mich an, als er versuchte, sich wieder hochzuziehen.

»Noch nicht, Sinclair. Noch nicht!«

»Bleib ruhig!«

»Nein!«

Ich schwenkte die Lampe nach links. Dort irgendwo war Suko hingehechtet. Was nun geschah, lief blitzschnell ab. Nur wenige Sekunden benötigte ich, um mich zu informieren und orientieren.

Die Treppe gab es überhaupt nicht mehr. Auch ihre zweite Hälfte war gefallen. Sie hatte einen Berg aus Steinen und Schutt gebildet.

Von der in der Nähe stehenden Wand warebenfalls ein Teil eingestürzt, lag auf dem Boden und bedeckte einen leblosen Körper, von dem das blutige Gesicht und ein Teil der Schulter hervorschauten.

Es war Suko!

***

Vergessen war Samaran. Heiße Wellen schossen in mir hoch. Ich hatte eine fürchterliche Angst um meinen Freund, der aussah, als wäre er nicht mehr am Leben. Verschüttet und getötet von den verfluchten Trümmern dieser alten Gruft.

Bevor ich mich in Bewegung setzte und Suko genauer untersuchte, warf ich noch einen Blick auf das Gitter.

Samaran hatte sich nicht zurückgezogen. Er lag dort, sein Gesicht war verzerrt. Es leuchtete wie ein bleicher Mehlfleck innerhalb der hochgewirbelten Staubschleier.

Er blieb also. Und das konnte nur bedeuten, daß er hier und jetzt eine Entscheidung wollte. Er war gekommen, um das Richtschwert der Templer an sich zu nehmen. Es lag in greifbarer Nähe, wenn auch die Klinge zum Teil verschüttet war.

»Er ist kaputt!« schrie mir Samaran zu. »Dein Freund lebt nicht mehr! Die Trümmer haben ihn erschlagen.« Samaran fing an zu lachen. »Kannst dich drauf verlassen! Nur wir beide sind noch übriggeblieben!«

Ich sah, daß er keine weitere Waffe mehr trug. Er mußte sich mit beiden Händen festhalten. Vielleicht hatte er aus diesem Grunde sein Schießeisen stecken lassen.

Da Samaran genug mit sich selbst zu tun hatte, konnte ich mir die Zeit nehmen und mich um Suko kümmern. Ich stieg über kantige Steine hinweg, schrammte mir dabei den Knöchel auf und ließ mich neben meinem Freund auf die Knie fallen.

Die Lampe hakte ich am Gürtel fest. Mit beiden Händen räumte ich Schutt zur Seite, bis ich Suko unter die Achseln fassen konnte.

Ich strich über seine blutverschmierten Wangen und horchte gleichzeitig nach dem Atem meines Freundes.

Suko war *nicht* tot!

Er atmete schwach, aber er lag in einer tiefen Bewußtlosigkeit.

Ein herabfallender Stein hatte ihn an der Stirn getroffen und ihm das Bewußtsein geraubt.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, und ich wurde gleichzeitig durch das Quietschen des Gitters gewarnt. Sofort zuckte ich hoch.

Akim Samaran hatte sich überwunden. Er war an dem Gitter entlanggerutscht, hielt sich noch fest, aber befand sich schon fast an dessen Ende.

Er ließ sich fallen.

Dabei hatte er Glück, mit beiden Beinen aufzukommen.

Vor mir stand eine staubbedeckte Gestalt. Samaran war kleiner als ich, dennoch durfte ich ihn nicht unterschätzen. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, wurde er zum Tier. Dann kämpfte er mit allen unfairen Mitteln.

Zwischen uns lag der Staubschleier. Samaran ließ genügend Abstand. Ich konnte ihn nicht ohne weiteres anspringen, aber ich sah den Glanz in seinen Augen. Es war ein Zeichen des Hasses.

»Nur wir beide, Sinclair!« flüsterte er. »Nur wir beide. Ist das nicht phantastisch?«

»Das finde ich auch, Samaran. Du hast jetzt keinen mehr, der dir zur Seite stehen wird. Weder Kamikaze noch Jorge. Diesmal mußt du allein gegen mich kämpfen. Selbst der Spuk, dein großer Herr und Meister, hat dich verlassen, weil er dir nicht soviel zutraut. Ich habe darauf gewartet, Samaran!«

»Und ich ebenfalls!«

Er hatte die Antwort so sicher gegeben, daß ich mißtrauisch geworden war. Besaß er vielleicht noch einen Trumpf in der Hinterhand? Bei Samaran mußte man mit allem rechnen, der war kein Mensch mehr, sondern eine Bestie auf zwei Beinen.

»Du hast Stanhope getötet, nicht wahr?«

»Sehr richtig.«

»Und weshalb?«

»Er gehörte zu den Dummen, die mich unterschätzten und mir die Informationen nicht freiwillig geben wollten. Deshalb mußte er sterben. Er hätte es auch anders haben können, aber so ist es besser. Zeugen kann ich nicht gebrauchen.«

»Ich bin auch ein Zeuge.«

»Das weiß ich. Nur wirst du nicht überleben. Deine Beretta liegt hier irgendwo unter dem Schutt, dein verfluchtes Kreuz fürchte ich nicht, den Dolch auch nicht. Mit was, so frage ich dich, willst du mich noch besiegen, Sinclair?«

»Möglicherweise mit den Fäusten.«

»Mach dich nicht lächerlich. Das schaffst du nicht. Das Richtschwert der Templer gehört mir!«

»Und weshalb willst du es haben?«

»Weil es mir einen nahezu perfekten Einstieg besorgt. Denk mal an die Templer-Gruppen. Wie werden sich die Leute um Baphomet freuen, wenn ich ihnen als Einstieg das Richtschwert ihrer eigenen Bundesgenossen bringe? Damals kämpften sie noch nicht getrennt. Und vielleicht will auch Hector de Valois sein Schwert zurückhaben. Ich werde nämlich das Gefühl nicht los, daß von ihm mehr zurückgeblieben ist als die Erinnerung.«

»Da kannst du recht haben.«

»Du weißt mehr?«

»Vielleicht.«

»Was?« schnappte er. »Was, verdammt?«

»Ich werde es dir nicht sagen.«

»Doch, Sinclair, das wirst du!« Mit einer glatten und blitzschnellen Bewegung zog er einen Revolver hervor und richtete die Mündung auf mich. »Du wirst mir alles sagen! Wenn nicht, beschwere ich dich mit Blei. Ich jage dir die erste Kugel in das rechte, die zweite in das linke Bein, die dritte in die Schulter und lasse dich somit intervallweise sterben.«

»Das traue ich dir zu.«
»Dann rede. Wenn du gesprochen hast und ich mich von deinen Worten überzeugen konnte, mache ich es gnädig undjage dir nur eine Kugel in den Kopf. Ich verspreche dir, du wirst nichts spüren…«
»Wie human.«
»Ja, nicht?« Er grinste scharf.
Mochten die Vorteile auch sichtbar auf der Hand meines Feindes liegen, aufgegeben hatte ich noch längst nicht. In diesem Fall war alles möglich, das wußte auch Samaran. Deshalb war er so vorsichtig.
»Das Richtschwert der Templer ist für jeden bestimmt«, sagte ich.
»Nur nicht für dich.«
Er verengte die Augen, und sein Gesicht nahm einen lauernden Ausdruck an. »Wer sagt das?«
»Ich!«
»Okay, Sinclair, ich kenne dich. Du wirst dies nicht ohne einen Grund erwähnt haben.«
»Das stimmt.«
»Und welcher Grund ist es?«
»Das Schwert ist etwas Besonderes.«
»Ich weiß, man hat es vergoldet und den Verurteilten mit einer goldenen Klinge den Schädel abgeschlagen.« Er zeigte mir ein zynisches Grinsen. »Tot bleibt trotzdem tot.«
»Das meine ich nicht. Ich dachte da mehr an den Griff der Waffe. Er ist nicht für jeden bestimmt.«
»Weshalb nicht?«
»In den Griff sind die Zeichen eingraviert, die auch mein Kreuz besitzt. Das Schwert also ist eine Waffe des Guten und aus diesem Grunde nicht für dich bestimmt. Weißt du nun Bescheid?«
Er lachte leise, ohne jedoch irritiert zu sein. »Das ist doch wunderbar, auch ich habe vor deinem Kreuz keine Angst. Ich kann es in die Hand nehmen, ohne daß etwas geschieht. Das gleiche wird mir mit dem Schwert so ergehen. War das alles, was du mir zu sagen hattest?«
»Ja!«
»Sinclair«, sagte er ganz ruhig. »Du lügst tatsächlich, ohne rot zu werden. Deshalb löse ich mein erstes Versprechen einund erschieße dich stückweise. Ich habe vorhin von einer Qual gesprochen, die du erleiden wirst. Und daran ändert sich nichts. Deine dummen Antworten haben mich nicht überzeugen können.«
Samaran war ein Mensch, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand. Er war zudem brutal genug, um sein Versprechen in die Tat umzusetzen. Das wußte ich. Dementsprechend handelte ich und löschte blitzschnell das Licht…

***

Ich hatte Samaran damit überrascht. Er zögerte vielleicht eine halbe Sekunde zu lange, da hatte ich mich bereits zur Seite geworfen und landete hart auf einem Schutthaufen. Ich stieß mir den Rücken, hörte das Krachen des Schusses, auch einen wütenden Fluch und tastete mit meiner rechten Hand nach einem Stein, der ungefähr die Größe eines Ziegels aufwies.

Den Geräuschen nach zu urteilen hatte Samaran seinen Platz nicht verlassen. Er lachte nur und versprach, mich doch noch zu kriegen. Gleichzeitig feuerte er einen zweiten Schuß ab.

Sein Fehler.

Erstens traf die Kugel nur Schutt, und zweitens hatte ich durch das aufflackernde Mündungsfeuer genau erkannt, wo er stand.

Ich warf den Stein.

Den Aufprall hörte ich sehr deutlich. Ein dumpf klingendes Klatschen, und ich vernahm auch Samarans erstickten Schrei. »Hund!« gurgelte er noch.

Ich sprang wieder hoch und schaltete die Lampe ein. Samaran kniete am Boden. Er hatte die Waffe fallen gelassen. Beide Hände preßte er gegen den Bauch, wo ihn der Stein erwischt hatte. Er kniete dicht vor dem Schwertgriff, der aus den Trümmern ragte.

»Aus, Samaran«, sagte ich und sprang auf ihn zu.

Diesmal legte er mich rein. Ich hätte vorsichtiger sein müssen.

Während ich sprang, grapschte er mit der linken Hand nach dem kurzläufigen Revolver, riß ihn hoch und richtete die Mündung auf mich.

»Reingelegt, Sinclair. So schwer war ich nicht verletzt. Und jetzt laß deine Pranken von der Lampe!«

Ich hob die Hände, weil ich plötzlich Furcht verspürte. Eine Bewegung wie das Strecken der Arme hielt einen Menschen meistens zurück, weil diese Geste so hilflos wirkte.

Auch bei Samaran.

»Geh schön wieder zurück!« flüsterte er. »Ein Schritt reicht. Ich will dich aus der Entfernung erschießen, aber laß dir gesagt sein, diesmal mache ich kurzen Prozeß. Du kannst noch zusehen, wie ich das Richtschwert der Templer an mich nehme. Ansonsten ist die Sache gelaufen.«

Ich tat, was er befohlen hatte, aber ich warnte ihn trotzdem.

»Samaran, das Schwert ist nicht für dich!«

»Ja, ja, ich weiß!«

Daß Kraft in ihm steckte, bewies er im nächsten Moment, als er das Schwert mit einer ruckartigen Bewegung unter dem Schutt hervorzog, es kantete, sich auf die Klinge stützte und sich so aufrichtete, daß die Waffe nicht aus der Richtung geriet.

»Ich habe das Schwert, ich habe den Revolver. Was will ich mehr?

Sieg auf der ganzen Linie. Und dein Ende ist auch sicher, Geisterjäger!«

»Möglich. Darf ich noch eines sagen? Nur einen Satz bitte.«

»Gern, wenn es dir hilft.«

»Wahrscheinlich«, murmelte ich, senkte den Kopf und sprach plötzlich laut und deutlich die alles entscheidende Aktivierungsformel. »Terra pestem teneto – Salus hie maneto!«

***

Das genau war es.

Ich hatte durch den Spruch der Formel eine weiße Magie geweckt, die nicht allein auf das Kreuz beschränkt blieb, sondern auch überging auf das Schwert. Und dies im Bruchteil einer Sekunde, so daß Akim Samaran nicht einmal mehr abdrücken konnte.

Dafür hörte ich ihn schreien.

Mein Kreuz strahlte Licht aus, das Schwert ebenfalls, aber im Gegensatz zum Kreuz war es von einer goldenen Aura umhüllt, die Samaran regelrecht einkeilte.

Er war diesen weißmagischen Kräften hilflos ausgeliefert. Überdeutlich und in zwei verschiedenen Arten von Licht erlebte ich den schrecklichen Untergang dieses Mannes.

Er hatte mit dem Feuer gespielt, sich auf Dämonen verlassen, war mal ganz oben gewesen und stand jetzt ganz unten.

Akim Samaran mußte für seine Taten Tribut zahlen. Er fand ein Ende, mit dem selbst ich nicht gerechnet hatte, und er fand es durch das Schwert, allerdings anders, wie man es im Normalfall bei einer Klinge gewohnt ist.

Das Richtschwert der Templer begann zu schmelzen!

Hatte ich Samaran nicht davor gewarnt, die Klinge an sich zu nehmen? Dies war mehr aus einem Gefühl heraus geschehen, ohne daß ich direkt etwas Genaues wußte.

Nun sah ich es mit eigenen Augen.

Es war eine schlimme Szene. Samaran fand ein fürchterliches Ende, denn er konnte sich der magischen Wirkung dieser Klinge nicht entziehen. Es sah so aus, als hätte er das Schwert umarmt. Die Klinge war gegen ihn gefallen, wurde weich, schmolz zusammen, doch der goldene Überzug bewegte sich entgegen der Erdanziehungskraft.

Er stieg dick wie Sirup an Akim Samarans Körper empor.

Das Edelmetall produzierte kaum Dampf, ich aber spürte die Hitze, die es ausstrahlte, und auch Samaran wurde davon nicht verschont. Er bekam sie direkt und grausam zu spüren.

Das Gold hüllte ihn ein, während das Schwert ganz dahinschmolz und an seinem Körper festklebte. Wie ein Umhang hüllte es den Mann ein, es legte sich auf jede Pore seiner Haut und verstopfte sie. Dabei

kroch es den Nacken hoch, bis indie Haare hinein, verklebte sie dort und bildete eine goldene Schicht.

Noch war das Gesicht frei, und Akim Samaran konnte schreien.

Er brüllte schrecklich.

So fand das Richtschwert der Templer sein letztes Opfer.

In drei fingerbreiten Streifen rann das Gold aus den Haaren und über die Stirn hinweg. Es zog die Nase nach, breitete sich auf der Oberlippe aus und rann in den Mund.

Akim Samaran war gezwungen, das heiße, flüssige Metall zu schlucken. Ich sah es und wandte mich erst jetzt ab, denn alles andere wollte ich nicht mehr mit ansehen.

Samaran war immerhin ein Mensch, und ich gehörte nicht zu den Typen, die sich an seinem Tod ergötzten, auch wenn er mich voller Haß verfolgt hatte.

Ich kümmerte mich inzwischen um Suko, der allmählich aus seiner tiefen Bewußtlosigkeit erwachte, wie ich am zittrigen Flattern seiner Augenlider erkannte.

Noch bekam er nichts mit.

So erlebte ich als einziger, wie Samaran starb. Er und das Schwert waren eine Verbindung eingegangen. Am Boden lag ein goldener Klumpen, eine Mischung aus Schwert und Mann, wobei menschliche Umrisse nur undeutlich zu erkennen waren.

Das Ende eines Dämonendieners!

***

Zum Glück besaß Suko eine Konstitution, die einmalig war. Das mußte auch sein, denn wir sahen uns gezwungen, die unterirdische Gruft so rasch wie möglich zu verlassen. Den normalen Weg konnten wir nicht mehr nehmen, also mußten wir am Gitter hochklettern.

Samaran ließen wir liegen. Er würde hier wohl für alle Zeiten sein Grab finden.

Ich hatte Suko zuerst hochklettern lassen und gab ihm Unterstützung. Als ich mich daranmachte, hörte ich das Rauschen, und wenig später schon brach unter mir die Erde auf.

Wasser strömte in die Gruft. Bisher war es im Schoß der Erde verborgen geblieben. Wahrscheinlich hatten die Explosionen dafür gesorgt, daß irgend etwas gerissen war und das Wasser nun freie Bahn hatte. Es brodelte und gurgelte zwischen den Trümmern.

Dabei riß es alles mit, was nicht niet- und nagelfest war.

Auch die Leichen.

Ich hatte noch einmal zurückgeleuchtet und sah als letzten den toten Samaran in einem reißenden, schäumenden und strudelnden Wasserkreisel verschwinden.

Wir beeilten uns. Suko stützte sich auf meiner Schulter ab. Seine

Beine waren sehr schwer. Er bewegte sie nur mühsam, aber er riß sich zusammen. Ohne Schwierigkeiten konnten wir das Kloster verlassen, atmeten die frische Luft ein und ruhten uns aus. Ich reinigte Sukos Gesicht, und erst dann machten wir uns auf den Rückweg.

Wo wir den Wagen zurückgelassen hatten, fanden wir nur noch verbrannte Trümmer. Samaran mußte den Käfer in die Luft gepustet haben.

Suko ließ sich auf einen Stein fallen. »Jetzt müssen wir wohl zu Fuß zurück!« stöhnte er.

»Sieht ganz so aus.«

»Vielleicht können wir auch ein Boot chartern. Die Küste ist nicht weit. Dort gibt es Dörfer. Larnaka dagegen ist viel weiter entfernt.«

Die Idee war nicht schlecht. »Versuchen wir es«, sagte ich und half Suko hoch.

Wir wanderten auf den Strand zu. Zwei einsame Menschen in einer weiten kargen Landschaft, über der sich ein fast unendlich wirkender Himmel spannte…

ENDE